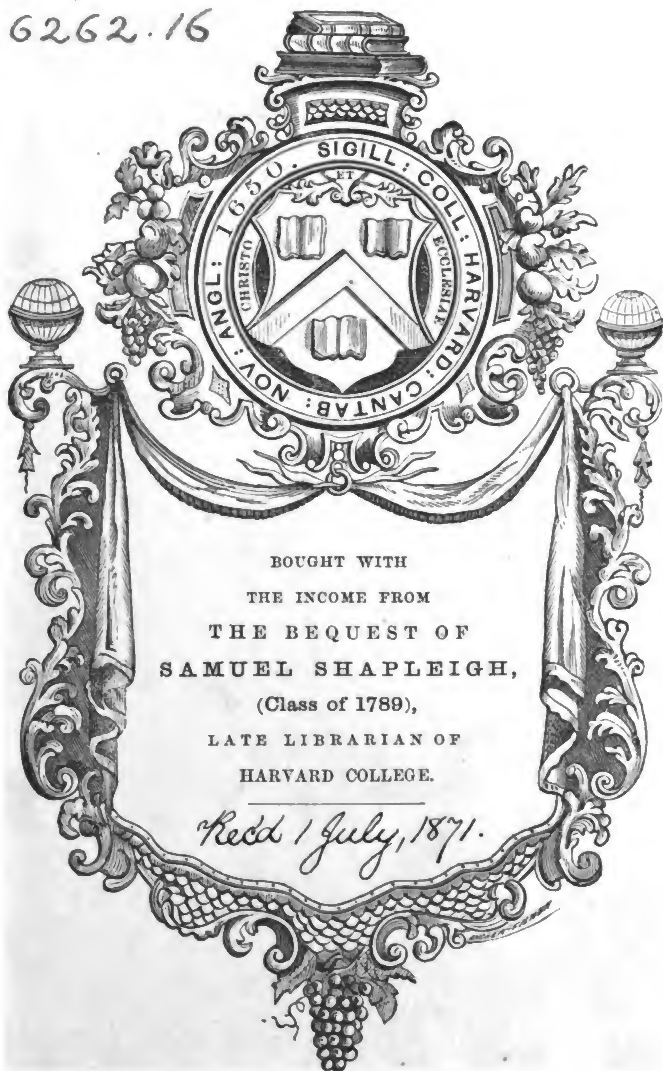

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
SAMUEL SHAPLEIGH,
(Class of 1789),
LATE LIBRARIAN OF
HARVARD COLLEGE.
Rec'd 1 July, 1871.


S. 83.
Veltz del.
I.C.Bock sc.

Baierische
Volks-Sagen

romantisch erzählt

von

Hogart Willing.

Erstes Bändchen

mit einem Kupfer.

Nürnberg und Leipzig
Verlag von C. H. Zeh.
1826.

1871, July 1.
Shapleigh Fund.
(1es, 2es Bdchen.)

Inhalt.

Baierische Volks-Sagen.

Erzählt
von
Hogart Willing.

Erstes Bändchen.

Rosa und Johannes,

eine

vaterländische Erzählung

aus dem Bauern-Aufstande von 1705.

Drey Männer saßen auf der Spitze des Felsens; der Nordwind hatte ihre Glieder erstarrt, und der sinkende Vollmond röthete ihr Gesicht. Schon zogen die mitternächtlichen Sterne vom Himmel; schweigend umringten sie die schneebedeckten Gipfel der Berge; sie sahen das Thal und den See, eingeschlossen von nicht mehr grünenden Matten. Die Hütten lagen unter den entlaubten Bäumen im Dunkel der mondhellen Nacht, kein Licht schimmerte aus ihnen dem Wanderer entgegen. Abwärts rauschte der Bergbach und das dürre Laub, vom Winde getrieben.

Ernst und schweigend saßen die Männer, und harrten der Rückkehr Mariens, der Toch-

ter des Mayers von Schliersee. Die Dirne hatte sie des Weges geleitet über die Alpen, bahnlos jetzt, und unwirthbar, beschneit von den ersten Flocken des Novembers. Marie war abwärts gestiegen in das Thal von Tegernsee, um heimlich zu ihrer Freundin Rosa zu kommen, der Tochter eines wackern Landmannes, genannt Erl am Seegelände. Bey ihr wollte sie den Männern, welche sie begleitet hatte, sicheres Obdach bereiten. Als sie mit ihnen um Mitternacht über Westerhofen, an einem stürzenden Bergbach und die Kreuzalpe vorüber, hieher an die Alpenlichte gelangt war, sprach sie, stillstehend, zu den Begleitern: „Sollte ich euch rathen dürfen, ihr Männer, so verweilet hier, und laßt mich allein hinunter gehen an das Gestade des See's, daß ich die Freundin suche, und ihre sorgsame Mutter, denn es werden dort die Männer eben so wenig zu Hause seyn, als bey uns. Aber auch die Weiber, klug und verständig,

werden mit euch die lauernden Feinde umgehen, und den friedlichen Gästen ein freundliches Obdach bereiten. Darum eile ich voraus, damit sichere und schnelle Vorbereitung getroffen werde, daß ihr sorglos noch vor der Dämmerung des Morgens in die wirthliche Hütte einziehen könnt. Harret nun hier in Geduld; bald erscheine ich wieder.

Marie gieng. Mehr als eine Stunde saßen die Männer; nicht drey Worte waren über ihre Lippen geflossen. Endlich hörten sie vom Felsen herauf ein Rauschen — dann Fußtritte; dann sahen sie im Schimmer des Mondes eine Gestalt; sie erkannten endlich ein Weib, und Mariens Stimme begrüßte sie leise. Freudig stiegen sie nun abwärts; denn sie hatten einer baldigen Ruhe nöthig und des wärmenden Heerdes. Schweigend kamen sie zum Ufer des See's und zur Hütte des künftigen Gastfreundes.

Bereits war die Scheibe des Mondes ver-

schwunden, nächtliche Stille und Finsterniß herrschte; Mariens Hand leitete die Männer zur Hinterthür der Hütte, wo Rosa bereits harrte, und den Finger legend auf die rosenfarbigen Lippen, die Fremden in ein enges Kämmerchen führte neben der Stallung, welche sonst für die Knechte zur Lagerstätte im Winter bestimmt war. Etwas erwärmt war schon dieser enge Raum, durch die Oeffnung, welche aus der Stube des Bauhauses hier in die Höhe gieng. Zwey Betten, mit frischen Linnen bedeckt, standen bereit; froh des warmen Willkomms setzten die Männer sich nieder, indeß an Mariens Hand Rosa die Stiege hinab schlich.

Aber nach kurzer Frist kam Rosa's Mutter. Sie brachte Käse und Brod, und gutes zweyjähriges Kirschwasser. Sie sprach den Willkomm, und reichte zum Pfande der Treue die Hand und das gefüllte Glas; die Männer nahmen es dankend. Aber leise flüsterte

die sorgsame Wirthin; „Ueberall lauschen Ver„räther, die Wände haben Ohren, und die „Lüfte plaudern es weiter. Seht, mir stehen „Thränen im Auge, daß ich Landsmänner „nicht nach Gebühr bewirthen, daß ich „nicht die saubere Kammer, für würdige Gä„ste bestimmt, mit all' meiner Habe euch öf„nen kann. Ach, der fremde Kriegsmann hau„set darin; mit Noth haben wir das Beste „gerettet und versteckt. Nun ist alles leer, „selbst Keller und Küche; wenig verwahre ich „nur heimlich für uns oder für kommende „Freunde. Labt euch, so gut ihr könnt, und „legt euch sorglos zur Ruhe. Schon fängt der „Tag an zu dämmern; bis die Stunde der „Mitternacht kömmt, es ist nicht rathsam, wei„ter zu wandern. Ich höre, ihr sucht unsere „Männer. Ach, alle sind fort von Weib und „Kind, selbst die 15jährigen Bursche. Sie „mußten entweichen vor der Gewalt des fre„velnden Feindes, und verbergen sich jetzt, der

„rauhen Jahrszeit zum Trotze, in den Schluch-
„ten der Felsen und hoch auf beschneiten Ge-
„birgen. Sparsame Nahrung schleppen wir
„ihnen nach; nur selten steigt einer bey Nacht
„zu seiner Hütte hernieder, um Kunde zu ho-
„len, ob nicht die schwere Zeit sich ende. Aber
„immer trostlos gehen sie wieder von hinnen.
„Ich höre, ihr habt wichtige Bothschaft an sie;
„Gott gebe euch Glück! Schwer belastet der
„Kummer unsere Herzen, aber die Hoffnung,
„süß und labend, macht uns jedes schwanken-
„de Rohr willkommen, woran wir uns hal-
„ten zu können glauben. Genießt nur sor-
„genlos der Ruhe, bis es Nacht wird. Dann
„wird meine Tochter Rosa euch den Weg
„ins tiefe Gebirge führen, wo ihr Vater ist,
„mit unsern Männern und Jünglingen. —"

Die Hausfrau gieng. Vor die Thüre des kleinen Gemaches wälzte sie leise und langsam mit Hilfe Rosens einen leeren, buntbemahlten Kasten, in die Oeffnung des Fensters

schlichtete sie gespaltenes Holz, damit Niemand ahnen sollte, es seyen hier Fremde verborgen.

Die Männer labten sich Anfangs noch am kärglichen Mahle, dann beteten sie und legten sich still zur Ruhe. Sie entschlummerten bald, erwärmten die müden Glieder und ruheten aus bis die Sonne dem Gesichtskreis wieder entschwunden war.

In dem Thale von Tegernsee lebten seit mehr als hundert Jahren die Menschen friedlich und glücklich. Ruhig schwebten die Nachen auf dem geglätteten See; reichlicher Fischfang nährte die Bewohner des blühenden Vorgebirgs; oder man trieb das weidende Vieh auf die Matten, und in die Triften der Alpen; oder der sorglose Jäger verfolgte das flüchtige Bergwild, und kam mit Beute beladen zurück. Der Frühling erschien, und alles feyerte froh die sonnigen Ostern; oder die Erndte kam, man sammelte Früchte des Som-

ners, das goldene Korn und den glänzenden Haber; oder im Herbste kam die Kuh zurück in den Stall mit strotzendem Euter, oder das Mutterpferd mit dem scherzenden Fohlen. Auf dem Rücken trugen Senne und Sennin die würzige Butter, die rundgeformten Käse; das geduldige Lamm und die lüsterne Geis, sie suchten wieder des Winters schützende Stallung. Ernst und würdevoll erhob sich im Chore der Priester und des Klosters freundlichen Gemäuer der hohe Choral, und andächtig wallte das Volk dahin von Nahe und Ferne zum schönen Bethaus mit den zwey wohlgestalteten Thürmen.

So vergiengen die Tage, so wandelten die Jahre dahin, und immer waren die Menschen friedlich, zufrieden und glücklich.

Aber jede irdische Glückseligkeit wird verscheucht durch die Wuth und die Geisel des Krieges. Es waren im Kriege entbrannt die Mächte Europa's. Max Emanuel, Bai-

erns geliebter Fürst, führte sein Volk, stark und wohl bewaffnet, für Frankreichs Sache und für die eigene, gegen Joseph von Oesterreich. Früher herrschte der Bund der Freundschaft zwischen diesen beyden hochherzigen Fürsten. Der edle Fürst der Baiern war dem Hause Habsburg mit unerschütterlicher Treue zugethan; Ströme vom Blute der Seinen floßen für daßelbe; mit eigenen Händen führte er sie oft in die würgende Schlacht. Dafür hoffte er auf Vergeltung; aber Habsburg gab sie ihm nicht. —

Lockend zogen ihn hierauf die Worte des jenseits dem Rheine wohnenden Fremdlings an. Verheißungen hoher Art giengen dem Vergleiche vorher: Groß sollte werden Baierns Macht im Herzen von Deutschland, wenn erst der unbezweifelte Sieg erfolgt seyn würde.

Ueber den Rhein führte Tallard die auserlesensten Truppen, voll gallischen Hochmuths. Mit dem Herzen voll Muth, mit hoher Be-

gierde zum Kampfe hob sich der Baier empor; ihm war die Feldschlacht willkommen, welche in Höchstädts Gefilden Emanuel beginnen wollte. Aber der Wille der Götter ist unwandelbar, unaufhaltsam und unbezwinglich. Es wankten Frankreichs Fahnen, es stürzte der Stolz des Fremdlings auf deutschem Boden, wie es oft schon geschah, und vielleicht oft noch geschehen wird.

Aber auch Baierns Glück war gebrochen. Emanuel entkam dem Feinde nur durch die Flucht; aus seinen sorgenden Händen waren Gattin und Kinder gerissen, und des Vaterlandes reitzende Fluren. Er wurde geächtet, und alles — alles ward ihm entrissen!

Habsburg mit seinen wilden Kriegern, mit den Kroaten und Ungarn, herrschte überall, an der schnell strömenden Isar, an des Innes hohem Gestade, und an den Ufern der Donau.

Bald empfand es das Volk der Baiern,

daß der liebende Vater fern sey, und getrieben vom wilden Krieges-Gotte in fremdes Land. Es wußte die Prinzen als Grafen von Wittelsbach im Lande der Böhmen, dürftig erzogen, dem Spotte und dem Jammer des eigenen kindlichen Herzens Preiß gegeben. Es trug die Fesseln der Knechtschaft, die Lasten des Krieges gegen den eigenen Herrn. Brandschatzungen, ungeheuer und unbezwinglich, raubten dem Landmann Muth und Hoffnung, machten auch den Reichen zum Bettler. Endlich, um das Maaß der Verzweiflung zu füllen, sollte die rüstige Jugend zum Dienste des Krieges sich stellen: Emanuel sollte stürzen durch seine eigenen Kinder. Dieß entrüstete den kaltblütigen Greis, fachte die Glut an in dem Herzen des muthigen Mannes, und hob den raschen Jüngling bis zur Empörung empor. Allgemein hieß es: man wolle sterben oder die drückenden Fesseln zerbrechen. Ueberall sprach man nur von Aufstand und Krieg; doch

heimlich noch, daß nicht vor der Zeit der Feind es erfahre. Man sandte sich die Boten zu durch das ganze Land, in die Fläche von Straubing, an die Ufern der Donau, und in die Gebirge von Süden.

Solche Boten waren nun die Männer, womit unsere Erzählung begonnen.

Noch lagen sie im Schlafe, von Müdigkeit überwunden und in fast unbezwingbare Fesseln gelegt. Nachdem alles im Hause bereits zur Ruhe gegangen war, und auch die Feinde rings um in den benachbarten Hütten dem Schlafe fröhnten, und nicht mehr lauerten, rückte die besorgte Wirthin behutsam und stille den verbergenden Kasten wieder von der Oeffnung zur Kammer, und winkte den Gastfreunden. Schnell ermuntert erhoben sie sich, und ohne ein Wort zu sprechen, wurden sie von der bedächtigen Hausfrau abwärts geleitet bis zu einem Pförtchen am Weiher. Dort harrte Rosa, die Tochter, in einem schaukeln=

den Einbaum, gestützt auf das Ruder. Nur in wenig Worten bestand der Abschied von der Mutter; dann ruderte Rosa die See aufwärts, gehüllt in das Dunkel der Nacht, und landete seitwärts von Eggern am Fuß des Gebirges. Hier stiegen sie ans Land, und harrten, bis Rosa den Nachen festgebunden hatte, dann folgten sie ihr schweigend nach, einem raschen Bergbach entlang, durch ein enges Thal, dann aufwärts in jene Höhe, wo jetzt der Jagdweg des Königs ist.

Jetzt waren sie von den wirthlichen Hütten entfernt, waldiges Dunkel umschloß sie, der einsame Wanderer hört hier nichts, als das Stürzen der Quellen und seinen eigenen Fußtritt. Immer eilte Rosa voraus; sie sprachen nun wechselseitig sich an, doch schien das Dunkel der Nacht auch den Fluß der Rede zu hemmen. Endlich gelangten sie in jene Höhe, wo man noch einmal aus dem dichten Berggehölze hinuntersieht in das Thal von Tegernsee.

Die Wanderer wendeten sich hier noch einmal um, und harrten des Anblicks; denn eben kam der Vollmond über die Vorgebirge hervor, und beleuchtete mit mildem Schimmer die beschneiten Berge und den ruhigen See. Im stillen Glanze lag alles, und das Herz kann sich bey einem Anblick solcher Gestalten nicht der Wehmuth und einer melancholischen Freude erwehren, auch wenn der Kummer es drückt.

Nach langer Stille fiel das Auge des einen der Männer — Johann — genannt der Firk aus Malching im Roththal, auf die ihm zur Seite stehende Jungfrau. Ernst und denkend verweilte sein Blick auf der hohen, schlanken Gestalt. Des Körpers starke Bildung zeugte von der Urkraft des Menschenstammes in diesem Gebirgsthal; nervig waren die Glieder, doch hier im Weibe, rund und wohlgestaltet. Die braune Farbe des Antlitzes wurde erhöht durch die Strahlen des Mondes; die großen Züge, für Unerschrockenheit und

Seelenruhe geschaffen begeisterten den Mann; das Sanfte, Duldende, welches aus den braunen Augen hervorstrahlte, als Zeuge der Weiblichkeit, flößte ihm Liebe ein. Und Liebe war es auch, welche im nemlichen Augenblick schnell wie die Blitze des Himmels, in Johannes Herz sich senkte, als die Jungfrau plötzlich ihn ansah.

Sie zerdrückte aber eine Thräne im Auge; dann wendete sie sich seitwärts. „Muß ich „doch, sagte sie, das Elend beweinen, das jetzt „dieses Thal, und — ach! das ganze Vater„land drückt. Vorher so glücklich, so segen„reich die Tage, in denen ich meine Kindheit „verlebte. In frommer Eintracht durften wir „alle zum Tagwerk, zum Mahle, zur Kirche „wandeln; niemand kannte Gefahr und alles „nannten wir unser. Jetzt sind von uns Vä„ter und Brüder getrennt; die Arbeit ruht und „das Gebet, man nimmt uns alles — nur „nicht das lastende Leben! O! daß ich ein „Weib bin, daß ich nicht in die Reihe der

„Männer treten darf! Ich wollte sprechen, mit „überredenden Worten wollte ich die Männer „bewegen, daß sie sich erheben, daß sie zerbre„chen müßten die Ketten der fremden Knecht„schaft. All mein Blut würde ich zum Opfer „für unsere Freyheit und für unsern leidenden „Fürsten geben, den ich nicht kenne, dem wir „aber die frühern, glücklichen Zeiten verdanken, „und welchen das Volk preißt, das er so glück„lich regierte." —

Die Männer waren weiter gegangen; Johannes hatte die Hand der Jungfrau ergriffen. „Wahrlich, sprach er, Rosa! dir schlägt ein „männliches Herz im Busen; doch beruhige „dich. Bald wird die Stunde der Rache sich „nahen. Willst du fühlen der Männer Gluth, „die heimliche Wuth, die hier im Innern kocht: „so fühle hier an dieses klopfende Herz. Al„le Adern droht es mir zu zerreißen; ich sterbe, „wenn ich nicht an der Stirne des Feindes „mich kühle. — Und so sind alle Jünglinge, alle

„alle Männer bey uns im Roth- und Wils-
„thale. Auch bis hierher, durch die Thäler der
„Alpen, am Chiemsee, in Audorfs Gefilden
„und im benachbarten Schlierthal habe ich sie
„so getroffen. Weiter westwärts hoffen wir
„gleiches zu finden; und so vermehrt sich der
„Muth mit der immer wachsenden Masse."

Jeder der Männer nahm nun das Wort, jeder ergötzte sich an dem leuchtenden Strahle der Hoffnung, daß nun bald durch ihre Stärke des Feindes Macht im Vaterlande zerbreche. — Stumm und staunend gieng Rosa weiter, bei jedem Strahl des Monds, der durch das Dunkel der Waldbäume brach, der Männer Stirne verwundert betrachtend. Am meisten verweilte dann ihr Auge auf Johannes, dessen Feuer ihr vor allen gefiel; sie hätte vor freudiger Rührung ihn längst umarmt, wenn nicht die weibliche Schaam es versagte, welche hier der strengsten Sitte noch huldigte.

Jetzt wurde der Weg schauerlicher und un-

gangbarer. Bäume, abgestorben und grau durch die Länge der Jahre schlugen klappernd mit dürren Wipfeln gegen einander. Der graslose Boden war zum Theil mit Schnee bedeckt. Der Mond versilberte die Wellen eines schnellströmenden Baches, der sich, nicht ferne von der Alpenhütte Ballep über hangende Felsen in die Tiefe stürzt. Unsere Wanderer schritten hinüber, von Felsen zu Felsen, welche gleichsam zur Brücke hervorragten, doch plötzlich stürzte Rosa, welche am glatten Steine abgeglitscht war, hinab. Die Wellen des Baches empfiengen sie; sie wurde durch deren Gewalt fortgerissen und war schon nahe dem Abgrunde. Da haschte sie heftig einen Dornenzweig und drückte sich die Stacheln tief in die Hände; doch die Angst machte sie unempfindlich. Johannes, die nahe Gefahr bemerkend, stürzte sich im Augenblicke in die Fluthen, ohne zu überlegen, wie er beym nahen Abgrund sich vor dem tödtlichen Sturze retten könne. Rosa

sah ihn; ein Angstgeschrey entfloh ihrer Brust, denn sie hielt den Mann, der ihr theuer geworden war, für gänzlich verloren. Ihr nur war die Gewalt der strömenden Fluthen bekannt; sie nur wußte sich auch am besten der nahen Gefahr zu entziehen. — Mit starker Hand ergriff sie einen mächtigen Baumast, und mit der andern blutenden, den Dornstrauch lassend, langte sie nach Johannes, der sie jetzt anstatt sie zu retten, fest umklammerte; und so erhob sich Rosa mit ihm bebend aus den Fluthen.

Sie fanden, als sie ans Gestade kamen, die Männer jammernd stehen; die Angst hatte alle Gesichter gebleicht. Rosa sah den Jüngling — Johannes die Jungfrau an. Ihre Blicke sagten sich in diesem Momente, wo eines des andern Rettung freudig gedachte, mehr, als ihr Zunge sprach, und was ihr Herz im harmonischen Einklang empfand, das glaubten sie in dem Drucke der Hand zu fühlen,

die endlich Rosa blutend zurück zog. Johannes war beschäftigt, die Dornen aus den Wunden zu ziehen; dann wusch er sie mit kaltem Wasser, und nahm das seidene Tuch von seinem Halse, die theure Hand zu verbinden, welche zwey schöne Leben gerettet hatte. So wanderten sie endlich weiter, und nach Stunden erst gelangten sie an den Ort der Bestimmung. Es war eine schauerliche Waldgegend, wo sie jetzt waren. Hohe Felsenwände umschlossen ein enges Thal, welches der Berge stürzende Wasser vertieft zu haben schien. Nur ein schmaler Felsensteig führte zum Abgrund. Es hatte sich der Himmel verdunkelt; sich fest einander haltend wandten sie sich seitwärts über einen Felsen, und nun — erblickten sie ein mattglimmendes Feuer. Um selbes lagen mehrere Männer im Schlafe; aber aufgeschreckt durch das Rufen der Jungfrau erhoben sie sich, und eilten den Wanderern entgegen. Bald erkannte man sich wechselseitig als Unglücks=

gefährten, und hieß sich willkommen. Man eilte einer Kapelle zu, die etwas erhaben auf einem Rasen stand. Seitwärts war noch eine halb verfallene Hütte, und etwas entfernt davon eine Wasserklause. Die Kirche stand auf dem Gebiete von Tyrol; die Klause wird insgemeine noch die Kaiserklause genannt; denn sie ist zum Dienste für Oesterreichs Hochöfen bestimmt. Im Winter war hier immer der Wildschützen Aufenthalt; jetzt war dieser Ort auch die Zuflucht redlicher Männer geworden.

Rosa hatte den Vater gesucht; sie fand ihn tiefdenkend am Feuerheerde der Hütte sitzen. Nach wenigen Minuten hatten sich alle Männer um ihn gesammelt, denn er war, seiner Stärke sowohl, als Klugheit wegen, der Führer dieser Gemeinschaft geworden. Als er die fremden Boten sah, stand er auf, und trat ihnen freundlich grüßend entgegen. Er drückte jedem die Hand, und nöthigte sie, sich hier im Kreise zu lagern. Darauf nannten

die Männer ihm die Ursache ihrer jetzigen Botschaft. Einer davon nahm das Wort und nannte sich, und seine Gefährten. „Dieser, sprach „er, ist Adam, der Urhart, gesessen auf einem „reichen Erbe im Roththal. Er zählt sechs „rüstige Söhne, an Jahren zu zwanzig bis „dreyßig. Ihm ist vor kurzem die Hausfrau „gestorben; ein harter Schlag! doch wie kein „Unglück allein kommt, so will nun der Habs„burger alle seine Söhne ihm rauben. Sie „sollen in Feindes Reihen sich stellen, und strei„ten wider Frankreich, mit dem unser Churfürst „befreundet ist. — Dieser, mir zur Rechten, „heißt Johannes der Firk. Zu Malching „haußt er mit Hülfe der Mutter, und wirth„schaftet trefflich und glücklich für seine noch „unmündigen Schwestern. Ihretwegen mied er „bisher jegliches Band der Ehe, obwohl kein „reiches Mädchen im Lande die Hand ihm zu „versagen Ursache hätte, und so zählt er bereits „32 Jahre. — Und in mir findet ihr Niklas

„den Kogerer, Nachbar des mir befreundeten „Urharts. Ich habe drey Söhne, rüstige, „wackere Bursche, sie wollen ihr Leben gerne „dem Fürsten und unserm schönen Vaterland „weihen; aber gegen den Fremdling fühlen sie „nur — dringenden Hang zur Empörung. — „Der wüthende Groll hat sich nicht nur allein „der Herzen unserer Jünglinge bemächtiget; „auch die der Männer erfüllt er. Mit Mühe „halten die Klügern sich noch zurück in den „Schranken, doch eilen überall Boten durch „das Land, um gemeinsame Sache zu bereden, „damit wir gleichzeitig kommen, und mit Ei„ner Macht den Druck und den Stolz des „Fremdlings brechen. Aufwärts durch das Ge„birge sind wir bereits gezogen; wir fanden, „wie hier, die Hütten leer, und die erschütter„ten Männer geflüchtet. Jeder weiß schon die „Unthaten, welche, unser Vaterland höhnend, „die übermüthigen Feinde verüben.“ —

Rosas Vater, der verständige Erl, ver-

setzte darauf mit vielem Bedacht: „Wir wissen „es, Freunde; denn es läuft ja die Kunde von „Mund zu Mund, daß man bereits des Für- „sten Länder vertheilt: Mindelheim, und die „Stadt Donauwörth, Dietfurth, Wiesensteig, und „Leuchtenberg; Maurkirchen, Vilshut und Wer- „tingen, dann viele andere noch, die ich nicht „zu nennen verstehe. Es ist die Absicht des „Kaisers, unser schönes Vaterland zu zerstü- „ckeln, den besten der Fürsten und auch sein „Volk zu erdrücken. Wer, ohne zu weinen, kann „die zarten Sprossen des edelsten Namens in „Europa, von hoher königlicher Abkunft, in „Feindes Hand wissen, wo sie als Grafen „nur, und ärmlich erzogen werden? Inzwischen „wird das Land als des Kaisers Eigenthum „regiert. Man setzt Truppen ohne Zahl in „das Land; ein Kaiserlicher General hält Mün- „chen besetzt, und vor seinem spottenden Ueber- „muthe mußte die Fürstin weichen; sie zog nach „Venedig. Dagegen wurde das Land entwaffnet;

„aus allen Zeughäusern werden noch die Kriegs-
„vorräthe nach Oesterreich abgeschleppt: mit
„unsern eignen Händen, mit unserem Anspann
„müssen wir sie wegfahren, und es bleibt uns
„dabey nichts übrig, als mit den Zähnen zu
„knirschen. Der fürstlichen Residenz erste Kost-
„barkeiten haben ein gleiches Schicksal; die
„Festungswerke der Hauptstadt sind der Erde
„gleich. — O! wie höchst drückend ist die Ein-
„quartierung der vielen Feinde, und bis zur Em-
„pörung steigt ihre Zügellosigkeit. Unerschwing-
„lich waren schon lange die vom Feinde aufgeleg-
„ten Abgaben; nun, da nichts mehr vorhanden
„ist, wird unser Herzblut mit militärischer
„Gewalt erpreßt; der Arme Geldlose wird grau-
„envoll mißhandelt. Die Stände des Landes
„erhielten ein Kaiserlich Wort, daß man Ver-
„fassung und Freyheit ehren und schützen wol-
„le; aber welche Ehre ist uns noch geblieben,
„und wo ist der versprochene Schutz? Von al-
„len Seiten erhielt schon der Kaiser Abgeord-

„nete mit dringender Bitte um Abhülfe;
„aber hülflos bleiben immer die Bittenden.
„Nun ist die Bestürzung der Vornehmen und
„Gemeinen allgemein und unbeschreiblich; das
„ganze Land ertönt nur von Einem Wehkla-
„gen, aus dem die Verzweiflung hervorgeht! —"
Erl schwieg. Ihm hatte das Gefühl des gräß-
lichen Unrechts die Zunge gelähmt. Er verhüll-
te mit beyden Händen das Antlitz, für ihn er-
griff Firk von Malching den Faden des
schrecklichen Klag'-Lieds.

„Und, den Greuel zu füllen mit freveln-
„den Thaten, entbiethet man nun die Bursche
„von achtzehn bis 30 Jahren. Dem Vater-
„land will man sie entreissen, und den heimi-
„schen Fluren. Ihre Blüthe soll in Ungarn
„oder Italien verbluten oder verwelken. Die-
„sem, dem Schrecklichsten zu entfliehen, erschie-
„nen die Jünglinge nicht; sie liefen nach Klö-
„stern und Kirchen. Des Heiligthums spot-
„tend, riß man sie heraus, und nun — schmach-

„ten sie in den Gefängnißen, gleich Dieben, „gleich Mördern. Viele Tausende zwar entka„men noch; aber in Wäldern und Schluchten „verborgen, liegen sie wie wir jetzt in dieser „wirthlosen Wildniß, und erwarten den Hun„gertod. — Wer ein Herz im Busen trägt, „wer, wie ich, stolz auf sein Vaterland ist, wer „mit unbegränzter Ergebenheit die Fürsten liebt, „die schon unsere Altväter über die Maaßen „verehrten — wer wird nicht muthig sich dem „Feinde, dem Verhaßten, entgegen werfen, um „uns, um den Fürsten, um Alles, Alles zu „retten. Freyheit, oder Tod! lieber als Baier „sterben, als in des Kaisers Unfug verder„ben! —"

Und es erhoben sich die Männer alle. Mit krampfhafter Faust ergriffen sie die wenigen Waffen, die ihnen zu Gebothe standen: verröstete Feuergewehre und Säbel, oft nur eine Pflugschar, oder ein Beil, oder eine wohlgespitzte Gabel. Daß die Wildniß schauerlich

wiedertönte, riefen sie: „Lieber als Baier sterben, als in des Kaisers Unfug verderben." —

Es war aber unter ihnen ein Greis, genannt Weiser, der Blaubart. Er hatte die Pragerschlacht unter Max dem Ersten mit geschlagen, und überstand die Gefahren des 30 jährigen Krieges. Einhundert Sieben Jahre waren über sein Haupt geflogen; und doch dünkte ihm sein Leben, wie ein flüchtiger Traum.

„Und ich rufe mit, ihr Freunde und Un„glücks=Gefährten! mit Freuden rufe ich mit: „Freyheit oder Tod! — Gott hat mir das sel„tene Glück gegeben, noch Kraft in meinem „hohen Alter zu besitzen. In furchtbaren „Schlachten hat mich der Tod verschont; gro„ßes Elend sah ich über mein Vaterland ergehen. „Aber damals war es in ganz Deutschland nicht „anders; Greuel entstanden über Greuel, das „größte erfuhr Magdeburg, die gefürchtete Fe„stung. Aber man wollte doch nicht die Völ„ker morden, sondern nur ihren Glauben. Und

„Gott! was hat damals Baierns Fürst für
„den Kaiser gethan! Hat der große Max mit
„all seinen Thaten, mit all den geopferten Leu-
„ten und Schätzen, mit seiner unerschütterli-
„chen Treue gegen Oesterreich nichts anders
„verdient, als daß man seine Enkel verstoße,
„und die eignen Landes Kinder gegen sie zu
„Felde schicke? — Nein, bey solchem Unbild
„vergesse ich meine hundert Jahre, fühle mich
„wieder als Jüngling, und freudig ziehe ich
„mit Euch hin, Freunde! Brüder! Söhne! um
„den Tod zu hohlen für den geliebten Fürsten,
„für das heilige Vaterland! —"

Begeistert blickte der Greis in der Reihe der Männer herum; es leuchteten ihre Augen gleich dem glimmenden Feuer. Toni, ein Knabe von zwölf Frühlingen, schmiegte sich an den ehrwürdigen Alten. — „Darf ich mit dir gehn Urgroßvater? —" so fragte der Knabe bittend, und versuchte ein Grabscheid zu schwingen, das er bei sich trug.

Aber unter den Männern erhob sich ein Gemurmel, und laut brach endlich der Unwille los. Er galt dem Maier des Klosters von Tegernsee. — Man sieht es wohl, sagten sie alle, daß er ein Pfaffendiener ist; denn er allein mißräth uns, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ja, Pfaffendiener! denn diese sind es, und auch die Landstände, welche uns den Aufstand verargen, und immer zur Ruhe ermahnen. Ruhe! sie fühlen wohl nicht, was über den Armen ergeht; sie sehen die Noth, doch helfen sie nicht. Ohnmächtig sind sie wie wir; doch lahm und unfähig zum Streite. Ritter und Grafen, des Landes natürliche Vertreter und Krieger, die sehen ruhig aus ihren Schlößern auf die erdrückten Unterthanen, denken des Fürsten kaum und seiner Prinzen, vielleicht, daß mancher wohl gar sich an Habsburgs Sonne möchte wärmen. Aber des Fürsten unerschütterliche Feste ist immer

und ewig sein Volk; die Liebe zu ihm vererbt sich von Kind zu Kind; die reine Sitte der Deutschen, der Baiern Ehre, Redlichkeit und Tapferkeit bewährt nur allein mit treuer Wehre ja mit dem Leben, der Landmann und der Bürger. —

So sprachen die Männer allgemein, und zuletzt erschallte noch lebhafter der Ruf: „Freyheit! Tod! oder Leben! nur nicht in des Kaisers Unfug verderben!" —

Und noch lange saßen so sprechend und rathend die Männer. Urhart von Rothhal eröffnete auch, daß schon im Kreise derjenigen Baiern, deren Heimath er bis jetzt durchzogen hatte, beschlossen sey, in Zeit von zwanzig Tagen und zwar am Tage vor der Christnacht sich in den Gefilden vor München zu sammeln, um zuerst die Hauptstadt aus den Händen der Feinde zu reißen. — Ein frohes Jauchzen erfüllte die Bergluft über dieses nunmehr gesetzte Ziel; jeder drückte den heißen

Wunsch aus: daß doch dieser Tag der Rache schon heute anbrechen möchte.

Unter manigfaltigen Reden graute endlich nach dieser langen Winternacht der Tag. Man löschte die Feuer aus, und verbarg sich in wenige Kleider verhüllt theils in der Wald-Kapelle, theils in der Hütte oder in den Ritzen der Felsen; denn der Tag war den Flüchtlingen feind, und selbst hier, im letzten Winkel des Vaterlandes, hielten sich die Klügern nicht sicher.

Koger und Urhardt suchten ein Lager zur Ruhe; dessen bedurfte Firk, der Jüngling, noch nicht. Eigentlich fand er den Schlaf nicht; denn ihm hatte ein anderer Kriegsmann, als Habsburger Streiter, das Herz verwundet. Rosa hatte stillschweigend im Kreise der Männer gesessen. Ihr Auge sah unverwandt auf den schönen Jüngling Johannes. Seine Rede drang tief in ihr Herz; sie theilte mit ihm die gleichen Gefühle der

Vater=

Vaterlands Liebe. Doch noch andere Regungen erfüllten die Seele der Jungfrau. Ihr gefiel des Jünglings lockichtes Haar, die schlanke Gestalt, das blitzende Auge und die Miene voll Redlichkeit. Ihr war es, als ob sie ihn lange schon gekannt hätte — wie von Jugend auf, oder als wenn es ihr Bruder wäre. Auch gedachte sie im Augenblicke nicht, daß sie wieder von ihm scheiden müsse, und ihn vielleicht ewig nicht mehr sehen werde.

Die Trennung war es, welche auch Johannes Herz folterte. Er hatte bemerkt, wie Rosa mit unverwandtem Blicke an dem seinigen hieng; oft hatten sie sich begegnet und schnell floh immer eins vor dem andern. Er sah, wie sie zögerte, vom Vater Abschied zu nehmen, um den Rückweg zur mütterlichen Hütte anzutreten. Vielleicht, dachte er, zögert sie meinetwegen; und er gieng zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte: „Wenn du von hinnen ziehst, Rosa! so begleite ich dich eine Strecke

des Weges. Erlaubst du es wohl?" — Gern, erwiederte Rosa, und schlug die Augen nieder. Bey der Frage des Jünglings war es ihr wie Feuer durch die Glieder gefahren. —

Jetzt ward es ihr leichter, vom Vater zu scheiden, und bald machte sie sich an Johannes Hand auf den Rückweg. Sinnend und lautlos giengen sie eine geraume Zeit; endlich unterbrach ein Seufzer Rosa's diese wehmuthsvolle Stille. „Schmerzen dich die Wunden der Hand noch, Rosa? — fragte endlich Johannes. — Nein, erwiederte sie; doch hätte ich beynahe vergessen, dir das Tuch wiederzugeben. Sieh! hier ist es, freylich von Blut gefärbt. —

„Dieses Tuch, mit den blutigen Flecken wird ewig mir theuer seyn, sagte der Jüngling: wenn es zur Schlacht kommt, will ich als Binde es tragen, mit ihm siegen oder sterben. Doch, theure Rosa! noch einen Wunsch hegt meine Seele: du möchtest auch mich nicht

vergessen! Sieh, meinen Hut umschlingt ein Band von blauer, glänzender Seide. Nimmst du es wohl von mir zum Geschenk an, und trägst du es wohl zuweilen am Busen?"

Lieber Johannes! erwiederte Rosa, indem sie das Band nahm; — gerne werd' ich es tragen.

Und nun sahen sie sich mit Liebe und Sehnsucht in den Augen eine Weile an, bis der Jüngling, von süßen Gefühlen bestürmt, die Jungfrau umarmte, und den ersten, heiligen Kuß der Liebe auf ihre Lippen drückte.

„Weinst du? Rosa! fragte Johannes, und trocknete ihr die Thränen aus den Augen. — Der Himmel mag uns vergeben, daß wir jetzt, in des Vaterlands höchster Noth, mit eigenen Dingen uns befassen. Doch winkt nicht immer die Gelegenheit, das Glück der Zukunft zu bereiten. Dreyßig Jahre zähle ich schon; schön ist mein Besitzthum zu Hause, und wohl ernährt sie den Mann mit Weib und Kin-

dern. Viele Jungfrauen sah ich auch schon, welche wohl gerne den wenigen Reichthum mit mir getheilt hätten; aber noch nie kam mir der Gedanke, eine zur Hausfrau zu nehmen. Dein erster Blick, geliebtes Mädchen! hat mein Herz zu diesem Entschluße bestimmt; Rosa! willst du mein Weib seyn?" —

Es lehnte die Jungfrau sich auf die Schulter des Jünglings; sie lispelte leise: Auf ewig, Johannes! —

Und Johannes umarmte sie wieder, und drückte sie mit keuscher Inbrunst an sein liebendes Herz. Dann fuhr er fort: Die Ehe ist ein wichtiges Werk; sie beglücket und straft auf ewig. Solche Werke, zur Zeit der Drangsal unternommen, gedeihen oft besser, als wenn in gemächlicher Ruhe die Tage verstreichen. Deßwegen zweifle ich nicht an unserm Glücke. Aber zuvor, geliebte Rosa! bis ich dich heimführe in die gesegneten Fluren meiner Heimath, ist noch der große Kampf zu

bestehen; ich muß unsere Feßeln zerreißen, unsere Freiheit und dem theuern Fürsten das Vaterland wieder erringen helfen. Finde ich in diesem schweren Streite den Tod: dann Rosa! suche zwar mich zu vergessen, aber nicht die süße Liebe, welche diese wenigen Augenblicke unsers Lebens beglückt. Ein anderer würdiger Mann mag deine Hand in die Seinige legen; doch wünsche ich, nur ein solcher, der vom Schicksale beglückter als ich das Leben aus dem heiligen Kampfe davon trug. —"

Rosa weinte jetzt, und bange hielt sie des Jünglings Hand, als ob sie niemals mehr dieselbe würde fassen können. Johannes tröstete sie; er faßte die Hoffnung des Wiedersehens mit Kraft und Zuversicht, auf denjenigen vertrauend, welcher sein Herz liebend an ein liebendes Herz gekettet hatte.

Tausend der Dinge hatten sie schon gesprochen; Tausende hätten sie noch zu bereden gehabt, aber der Liebe Stunden verrinnen schnel-

ler als des Bergstromes reißende Fluth, vor welcher sie jetzt standen, und wo kurz zuvor beyder Leben so sehr in Gefahr war. Dießmal durchgiengen sie Hand in Hand die rauschenden Wellen, und jenseits — so seufzte Rosa — jenseits der Punkt wehmüthiger Trennung! Nicht der Tod ist es allein, welcher die Liebenden trennt; es ist auch die Pflicht und die Zeit. Mit wildem Schmerz riß sich Johannes aus der Jungfrau Armen, und eilte von dannen. Rosa unterbrach ihre Thränen nur um ihm nachzurufen, daß er behutsam des Baches Fluthen durchschreiten sollte. Dann aber, warfen sie sich noch tausend Küsse zu, schritten rückwärts immer weiter, standen wieder stille — giengen wieder, und verloren sich endlich zwischen Felsen, zwischen dem Dunkel der Waldung. Beyde dachten beim letzten Blicke: Jetzt und vielleicht ewig nicht mehr! —

Die Boten hatten noch nicht die Kette des

Gebirges durchwandert, da loderte schon weit im Lande herum die Flamme des Aufruhrs. Blutroth waren die Fahnen, welche in der Mitte einer ungeheuern Masse Volkes wehten. Darauf standen die Worte: „Lieber als Baier sterben, als in des Kaisers Unfug verderben!" Männer und Jünglinge, Greise auch und Knaben, meistens aus dem Landvolk des Vils- und Roththales und der Gebirge, trugen Waffen mancherley Gestalt; sie zogen einher ohne Ordnung, ohne verständige Führer. Aber ihre Anzahl wuchs von Tag zu Tag, von Ort zu Ort; der höchste Muth begeisterte alle. Ihre Menge wurde wie ein reißender Strom, der dahin braußt und allenthalben verschlingt, was ihm den Weg vertritt. Günstige Zufälle krönten den Anfang ihres kühnen Unternehmens. Die Feinde flohen vor ihnen; es wurden ihnen die Städte Burghausen, Braunau, Vilshofen, und andere wieder entrissen. Vom Glücke berauscht,

beschlossen sie nun auch die Hauptstadt des Landes wieder zu erobern.

Aufwärts am Strome der Isar, und vom Gebirge herab zogen die patriotischen Streiter, absichtslos wie es schien, wo möglich geheim, und nur in mäßigen Banden. Es entleerte sich aber der Himmel — jetzt in der Mitte des Dezembers, auf ungewöhnliche Weise von heftigem Regen. Die Ströme schwollen, und die Bäche traten aus; den Bergen entstürzte Schnee und Eis, die Thäler füllten sich zum rauschenden See. Da wankten die Stege, die Brücken, und brachen. Die Wege wurden zu Sümpfen. Der bestimmte Wahlplatz war Sendlingen, vor München; aber von vielen Tausenden erreichten ihn nur wenige. —

Schmerzlich fällt es dem Herzen, welches das Vaterland liebt, die Erinnerung zu erwecken, daß auch Verrätherey dienend zum Feinde sich schlug. Heimliche Kunde ward ihm

gegeben von den Wegen der Vaterlands-Helden, Ort und Stunde sogar wurden benannt. Da zogen auf ihren beflügelten Rossen Reiter zu Tausenden herauf, aus Wasserburg's Lagerung, um sich an die Mauern von München zu schließen.

Entrüstet sah dieß der Haufe des Volkes. Er lagerte sich auf der Anhöhe von Sendling, göttliche Hilfe, oder bange die Dinge erwartend, welche da kommen würden.

Johannes, der Jüngling, zog an der Spitze von hundert Freunden, gleich wie er entschlossen zum Sieg oder Tod, aus der Heimath. Schon hatte er des Inns hohe Gestade erreicht. Er sah in der Tiefe den brausenden Strom, wie er dahin stürmte, und jede Währung zerriß. Die Brücke zu Oetting, zu Mühldorf, beyde waren bereits ein Spiel der Wellen geworden. Er suchte aufwärts eine glückliche Fährde, aber vergebens. Nur ein Nachen noch, nahe bey einer überflutheten

Mühle schwankte am bindenden Seile. Die Stunden waren verronnen, und die Tage; der Zeitpunkt nahte, wo seine Faust die Mauern der Hauptstadt sollte helfen zerbrechen. Er brannte vor Muth, er schimpfte die reissenden Fluthen träge, daß sie nicht in einer Minute verströmten. Da forderte er die Jünglinge auf, daß sie mit ihm in dem Nachen den Strom überschifften. Aber keiner sprach ihm Beyfall zu. Unüberwindlich ist die Wuth der Elemente, und warum, sagten die Freunde zu ihm, warum hier das sichere Grab schon suchen, da noch nichts für unsere Sache gethan ist? Unserer Brust und unsers Armes bedarf das Vaterland weiter. —

Johannes aber, Rosas gedenkend und ihres Vaters, an dessen Seite er zu kämpfen begehrte, verlachte die Bedenklichkeiten der Freunde; er machte den Strick los, ergriff das leitende Ruder, und sprang in den wankenden Boden des Schiffleins. Im Augenblicke ent-

führte ihn mit Blitzesschnelle die Fluth, und jammernd sahen die Freunde ihm nach. Sie sahen, wie Anfangs der Kahn am felsigen Ufer sich schlug, dann in die Mitte trieb, wie mit ihm die Wellen spielend sich hoben, wie er glücklich dem jenseitigen Boden sich wollte nahen, und wie er nach tausend Gefahren doch zuletzt an einem spitzigen Felsen zerschellte! — Nahe dabey war eine Bucht; weniger heftig brachen sich dort die Wellen am schlammigen Ufer, und sie trugen auch den sinnlosen Jüngling dorthin an den sichern Bord. Noch hielt er mit krampfhafter Hand das Ruder.

Johannes lag lange leblos und blaß und von blutenden Wunden entstellt. Der Regen, welcher jetzt sanft vom Himmel thaute, benetzte sein Antlitz und des allmächtigen Wille gab ihm wieder das Leben zurück. Doch fühlte er heftige Schmerzen und brennenden Durst. Das Glück ließ ihn bald eine wirthliche Hütte erreichen. Man labte ihn gerne, man wusch

ihm die Wunden mit Balsam, und mit dem zweyten Tage verließ er dankend die Stätte der Gastfreundschaft. Nun eilte er raschen Schrittes vorwärts, selbst das Dunkel der Nacht schreckte ihn nicht von der Eile zurück. Aber vergebens war all sein Streben. Bereits war ein Tag über den Christtag entschwunden, als er aus des Forstes weiten Revieren auf die Anhöhe der Isar trat, wo München im röthenden Abendschein zu seinen Füssen lag. Tiefe Stille herrschte weit umher; kein Schlachtenruf, kein Siegesgeschrey erfüllte die Lüfte. Zweifelnd stand er und zagend, welchen Weg er möchte betreten.

Da erblickte er in dem Gebüsche der Au einen Flüchtling, scheu und zitternd. Hastig eilte er auf ihn zu; sprachlos vor Schrecken sank vor ihm der Unbekannte zu Boden. Nach mehreren Minuten erst konnte Johannes von ihm die nöthige Kunde erforschen.

„Irre ich nicht, sprach er, so bist du, wie

ich, ein Landmann, vielleicht zum nehmlichen Zwecke gekommen. Wo sind unsre Freunde? Begann schon die würgende Schlacht? Welcher Weg führt uns am schnellsten zu ihnen?"

Und der Flüchtling sprach: preise dich glücklich mit mir, daß du diese Stelle erreicht hast. Ich war bey der würgenden Schlacht, ich fühlte die Schrecken des Todes.

Des Todes Schrecken konntest du fühlen, unterbrach ihn hastig Johannes, zur Zeit, wo es das Vaterland galt, wo unser Höchstes war zu erkämpfen. O, daß ich nicht an deiner Stelle gestanden! — Und, ist alles vollendet, alles? — Genießt man schon die Früchte des Sieges? —

Freund! war die Antwort; ich war, und stritt muthig, wie du wünschest zu streiten; aber vergebens war meine Kraft, vergebens der Tod von Tausenden; des Sieges erfreuen sich die Feinde! —

Stumm bedeckte hierauf Johannes mit

beyden Händen das Gesicht; lange blieb er sprachlos, man sah, daß die Verzweiflung seine Seele zerriß.

Umsonst wurde er an die dringende Gefahr erinnert, wenn er länger hier wollte verweilen; mit Mühe nur wurde er zurückgehalten von Wege zur Stadt.

Freund! sprach der Andere, laß dir rathen, fliehe mit mir den schützenden Gebirgen zu; laß' uns das Blut, das kochende, und den Arm, der noch stark ist, für bessere Zeiten sparen. Was nützen wir Einzelne? wir können nur sinken — und sterben ohne zu nützen. Noch mehrern gelang es durch die Flucht zu entrinnnen. Wahrlich sie werden wiederkommen. Zu tausend sind sie nicht gekommen zur Schlacht; sie werden versammelt seyn und wiederkommen. Zu diesen laß uns gehn, dort wollen wir, Brust an Brust, dem verhaßten Feinde entgegen ziehen.

Johannes folgte der Stimme des Freun-

des. Von der Strasse abwärts durchzog er mit ihm die Wälder, und eilte dem Gebirge zu. Robert, so hieß der Fremde, erzählte ihm nun umständlich den Verlauf der Schlacht. Statt Zwanzigtausenden erschienen auf der Wahlstatt nur etliche Tausende. Verrathen, verkauft, sahen sich diese bald von einer weit größern Zahl feindlicher Reiter umrungen. Anstatt die Mauern und die Thore der Stadt zu zerbrechen, erreichten die Landleute nur mit Mühe die Anhöhe von Sendling. Aber von dort vertrieben durch das feindliche Schwert, zogen sie in die Ebene zurück, bloß um sich morden zu lassen. Umrungen von einer undurchdringlichen Menge war ihr wüthender Muth nur einer kindischen Ohnmacht gleich, welche zuletzt zur Verzweiflung führte. Blut floß in Strömen, ohne große Gegenwehr stürzte alles hin, als Opfer der Vaterlandsliebe! Wer verwundet den letzten Athem wollte verhauchen, wurde auf die öffentlichen Plä-

ße der Stadt geschleppt und mitleidslos auf das Pflaster geworfen, wie man sagte, zum schreckenden Beyspiel. Wer, wundervoll genug, das Leben, doch nicht die Freyheit davon trug, der schleppt sich nun in Ketten zum Blutgerüste. Dort stirbt er, werth, ein Held zu seyn, mit der heiligsten Liebe im Busen, den Tod durch Henkershand! —

Mit Thränen füllten sich die Augen der Freunde; der bitterste Schmerz wüthete in ihrem Innern. So zogen sie fort, bis an den Fuß der Gebirge. Zufall war es, vielleicht auch Absicht Johannes, daß sie in das Thal von Tegernsee kamen. Zu Rosas Hütte wollte er gehen; aber schaudernd wandte er sich ab, als er sie nicht mehr sah. Sie war zum Schutthaufen geworden; aus ihm dampfte noch verlöschende Glut. — Er gieng zur nächsten Hütte; sie war leer und zerstört. Erst in einiger Ferne traf er einen Greis, der scheu sich unter verfallene Balken verbarg.

Von

Von ihm erfuhren sie das Schicksal der unglücklichen Gegend. Es ward ruchbar unter den Feinden, daß alles männliche Volk hinunter zur Schlacht zog. Nun übten sie Rache an den wehrlosen Zurückgebliebenen; plünderten, schändeten und mordeten mit empörendem Uebermuthe. Selbst des Klosters heilige Mauern waren nicht mehr sicher. — Nach Rosa zu forschen getraute Johannes sich nicht. Er zitterte, als des Greises bebender Mund der verbrannten Hütte Schicksal berührte. Rosa's Mutter starb unter den Schwertstreichen der Barbaren, sie selbst war entflohen, als sie zum Opfer der schändlichsten Lüste bestimmt, mit männlicher Fassung dem Feinde das Schwert von der Seite gerissen, und zwey derselben mit starker Faust niedergestreckt hatte. Verzweiflung half ihr die Streiche führen; Verzweiflung beflügelte ihre Füße, daß selbst die nacheilenden Reiter sie nicht mehr erreichen konnten. Nun überließen sich die Mörder ei-

ner ungezügelten Wuth. Sie steckten die Hütten in Brand, zerstörten die Wohnungen der Nachbarn, mordeten, wen sie trafen, und übten Grausamkeiten, vor denen die Menschheit schaudert. Einer, welcher von Rosa's Streich getroffen, blutend am Boden lag, lächelte noch, als ein Säugling, von der Mutter Brust gerissen, in die lodernde Flamme flog — dann gab er den Geist auf. —

Johannes bat den Greis inne zu halten; endlich fragte er: ist Rosa nicht wieder gekommen? Der Greis erwiederte: Rosa kehrte nicht wieder zurück. —

Vielleicht, tröstete sich Johannes, kommt die Unglückliche noch, und er beschloß hier einige Tage zu verweilen. Aber Rosa kam nicht mehr.

Da kamen einige Männer aus der unglücklichen Schlacht zurück. Johannes hatte sie bereits in den Gebirgen gesehen und kannte sie alle. Sein Auge forschte nach Rosa's

Vater; aber vergebens. Man erzählte sich, daß er sein Leben auf dem Schlachtfelde gelassen habe, man glaubte ihn sogar mit Gewißheit unter den Todten! —

Andere Botschaften ergiengen hierauf: Es hätten sich die redlichen Baiern neuerdings gesammelt, auch das Letzte zu wagen im Unterlande Baierns, in der Gegend von Aidenbach im Vilsthal. Bereits zögen ihnen die Feinde entgegen; alles, was noch mit reger Kraft dem Fürsten, dem Vaterlande huldige, werde aufgebothen, sich dort mit Waffen und Muth einzufinden. —

Mit rastloser Eile durchwanderte nun Johannes an der Seite mehrerer Jünglinge das Land vom Gebirge bis zur gesagten Stätte. Dort hoffte er viel zu leisten, vielleicht zu siegen — vielleicht rühmlich zu sterben. Ihm war das Leben gleichgültig geworden. Rosa war verschwunden; sie hätte nach seiner Meinung entweder dem nachstellenden Feinde,

oder der Natur bei dieser rauhen Jahreszeit unterlegen; denn sonst hätte sie doch nach der Heimath geforscht. — Trauernd wanderte er mit den übrigen Jünglingen fort, des Frostes nicht achtend und der erstarrten Glieder. In etlichen Tagen erreichte man die Versammlung der Freunde.

Nicht immer der Tapferste siegt. List und Gewalt unterdrücken oft Kräfte, werth von der Welt bewundert zu werden. Der höchste Edelmuth, die größte Begeisterung erhebt vergebens die Brust und den Geist.

Als Heroen Baierns würde uns die Geschichte die Namen der Streiter bewahren, gleich dem vergötterten Tell, gleich andern Vertretern der Freiheit und Vaterlands-Liebe, hätte das Glück mit günstigen Lorbeeren der edlen Baiern höchste Tapferkeit belohnt. Ihrer Zehntausend waren versammelt, aber ungeübt in den Waffen, viele nicht bewaffnet, von

Häuptlingen, denen keine Kenntniß des Krieges beiwohnte, geführt, begann die Schlacht und endete mit Strömen vaterländischen Blutes. Das Blut der Jünglinge, deren Braut noch harrte, das Blut der Männer, für deren Wohl zärtliche Gatten und Kinder zu Hause beteten; es verrann, es verkaltete am winterlich erstarrten Boden. Das feindliche Schwert wüthete unter den Fürsten-Getreuen, gleich einer giftigen Seuche, und Tausende fielen in die Arme des Todes.

Wer widersteht, ohne zu wanken, diesem Schreckengebilde der Menschheit? — Unter den Zehntausenden wurden viele, sehr viele zur Flucht bewegt; sie glaubten des Glückes Höchstes zu haschen, wenn sie noch entrinnen konnten.

Es war nicht der Sieg, welcher den Tag krönte für Oesterreichs Krieger, (6. Juni 1706) es war eine Bluthochzeit nur, zu welcher diese gekommen waren, und sie weideten sich an dem

gräßlichsten Morde. Dreymal umritten Trompeter das Schlachtfeld, Schonung versprechend, wer noch lebte; denn viele Lebende lagen unter den Todten. Aber wer auch erstanden, stürzte wieder hin, höhnend erwürgt von feindlicher Faust.

Die gefangenen Häuptlinge starben nach schrecklichen Martern unter Henkers Hand; unsers Vaterlandes schönste Gefilde glichen einer Schädelstätte.

Churfürst Emanuel, an der Spitze französischer Truppen in den Niederlanden kämpfend, vergoß heiße Thränen, als er die Kunde vernahm von der Hochherzigkeit, und ach! von dem Unglück seines treuen Volkes. Warum mußte er ferne seyn, der Vater seiner Kinder? Ihm wäre in ihrer Mitte das Glück, ihm wäre der Sieg gefolgt.

Baierns Schicksal war nun härter als früher; doch forderte man nicht mehr, daß die Söhne des Vaterlands in die Reihe der Fein-

de treten sollten. — Viele Mißhandlungen folgten dem schrecklich geendeten Trauerspiele; in die tiefste Armuth versank das Volk, eines bessern Looses würdig.

Die Sage nur hat uns die Thaten dieser Vorzeit bewahrt; Grabhügel, von ziemlichem Umfang, zeugen hievon bey Aidenbach, bey Sendling und München. Hier ist ein einfaches eisernes Kreuz, mit der Jahrzahl Eintausend siebenhundert und fünf noch das einzige Denkmal, daß hier ein Volk einen Fürsten über alles geliebt hat! —

Rosa hörte den Donner der Schlacht nicht. Sie lebte noch, aber armselig und ferne von der Heimath. Sie überstieg bei der rauhen Jahrszeit die Vorberge von Tyrol, trieb lange Zeit, von mildthätigen Gaben lebend, im Salzburger Lande sich herum, nicht wissend, was sie beginnen sollte. Sie beweinte die

heimathliche Hütte und den Tod der liebenden Mutter; — der Tod des Vaters war ihr noch nicht bekannt; und wenn sie an Johannes dachte, so zitterte ihr das Herz im schwellenden Busen. Plötzlich entsann sie sich, daß dort in ihres Jünglings Heimath ein sicherer Ort der Zuflucht ihr gegönnt seyn möchte; nun raffte sie die letzten Kräfte zusammen, gieng die rauschende Salzach vorüber an das rechte Gestade der Inns, und kam, von Kälte und Hunger entstellt, nach dem schönen Dorfe Malching im Roththal.

Ihr Herz pochte, als sie die Hausflur betrat und das geräumige Wohnhaus, genannt zum Firken. Sie hoffte Johannes zu sehen; aber — dieser begegnete ihr nicht. Ein Weib kam ihr entgegen — in ihren Zügen erkannte Rosa die Züge Johannes. Kummer las sie darin und nagende Sorgen. Sie bat um Herberge; die Mutter gab sie ihr gerne. Sie erzählte ihr trauriges Geschick; Anna weinte

mit ihr. Man brachte bessere Kleider und Labung für die Kräfte des Körpers. In dieser bedrängten Zeit gab ein Mensch gerne dem andern, alles, selbst das letzte; denn man wußte nicht, ob in der kommenden Stunde etwa der Fremdling verschlinge, was der Fleiß durch viele Jahre gesammelt hatte.

Rosa getraute sich nicht von Johannes und von ihrer Liebe zu ihm zu reden. Sie sah sich um, und forschte; aber der Jüngling war nirgends zu sehen.

Nach einiger Zeit kam die Mutter jammernd an der Seite eines Greises, der einen verwundeten Arm trug. — „Mein Sohn todt!" war das einzige, was Rosa vernahm; dann sank sie, von Schreck und Schmerzen betäubt, auf den Sitz hin. —

All' ihre Hoffnung war vernichtet. Sie konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen: Johannes todt, der Jüngling ihres Herzens! — Nach einigen Tagen erst wagte sie es, mit

dem Greise zu sprechen, welcher die traurige Botschaft gebracht hatte. Dieser erzählte mit dem Feuer eines Jünglings, den Verlauf der Schlacht bei Aidenbach; denn er war selbst unter den Kämpfenden.

„Ich sah — so lauteten seine Worte — „ich sah im Gedränge einen Haufen von „Jünglingen, umrungen von feindlichen Rei„tern. Ihre Schwerter blitzten, mancher der „Jünglinge fiel, aber auch der Feinde viele „stürzten zu Boden. Diese wichen endlich und „ergriffen die Flucht. Heftig stürzte ein Jüng„ling nach, der eine Lanze schwang mit kräfti„ger Hand. Einen Reiter, der in der Flucht „auf mich zukam, und wüthend mir den Arm „verwundete, stieß er vom Pferde. Aber kaum „geschehen, so kamen die Feinde in Mehrzahl „zurück. Der Jüngling wich nicht; er stand „und tödtete mehrere, fiel aber endlich, von „den Streichen der Mächtigern vielfach ver„wundet, ohnmächtig nieder. Auch ich erlag

„anfangs dem Gefühle des Schmerzens. Als
„ich zuerst den Blick wieder erheben konnte,
„da hatte sich der Kampf aus meiner Nähe
„weggezogen; um mich sah ich nur Todte und
„Sterbende und unter ihnen lag der tapfere
„Jüngling. Seine Augen hatte er noch ein=
„mal geöffnet. Sein erbleichtes Gesicht war
„mit blutenden, weit gähnenden Wunden be=
„deckt." —

Rosa's lautes Wehklagen unterbrach die Re=
de. Nach geraumer Zeit erst konnte der Greis
seine Erzählung enden.

„Und er fühlte sich dem Tode nah. Ich woll=
„te mir den Anblick dieses Jammers ersparen
„und entfliehen. Da bat er mich, die Beichte
„von ihm zu empfangen, und seinen Namen zu
„bewahren, damit ich der Mutter Kunde brächte.
„Von Schmerzen und Blutverlust überwältigt
„fiel er in tiefe Ohnmacht — darauf schied ich
„von ihm, als einem Todten." —

Bei diesen Worten eilte Rosa hinaus ins

Freie, und erfrischte ihr zerrissenes Herz durch einen Strom von Thränen. --

Aber die Zeit forderte solcher Thränen mehr, bis sie endlich selbst das wieder heilte, was sie verwundet hatte. Zehen Jahre schwanden vorüber, Anfangs in unaussprechlichen, endlich in süssen, melancholischen Schmerzen. Rosa war der alten Anna zur Tochter geworden, sie besorgte statt der schwachen Greisin die Wirthschaft. Auch ward sie zur Erbin bestimmt, da Anna sich kinderlos glaubte.

Nach den größten Drangsalen trat endlich der Friede wieder ins Land. Dankopfer wurden dem Höchsten gebracht für dieses göttliche Geschenk, dem Menschengeschlechte das größte, das heiligste. Die Feinde zogen zurück, von dem Lech an den Inn, von diesem über die Donau, nach Oesterreich, Ungarn und Böhmen. Zum erstenmal wieder blühte dem Landmann die Hoffnung zum Selbstgenuße der eben keimenden Saat.

Wenn sonst der Friede ins Land zieht, freut man sich allgemein auch der Wiederkehr tapferer Söhne. Dießmal wars in Baiern nicht so. Mit Rosa theilten viele das traurige Schicksal, die Rückkehr des Bräutigams nicht mehr zu hoffen. —

Warum hat doch das arme Herz keine Sprache zum Herzen, das in der weiten Ferne ihm schlägt? Des Lebens Balsam, der Hauch seeliger Zufriedenheit würde über Berge und Thäler, würde über Meere fließen mit göttlichem Athem. Rosa! das größte Leiden hat sein gemeßenes Ziel; vergebens unterdrückst du die Ahnung der bangenden Seele, daß sich doch noch vor dir auf Erden ein Himmelreich aufschließt. —

Johannes war nicht gestorben. Als, nach des Greises Entfernung, die Trompete über das Leichenfeld erschallte und Begnadigung verkündet wurde allen, die leben, da erhob er sich, schwankend, auf menschliche Hülfe vertrauend.

Aber der treulose Feind stürzte ihn abermals hin. Ein Schwerthieb über die Backen trennte eine Reihe der Zähne ihm vom blutenden Munde, und er versank in tiefere Ohnmacht. Doch verlosch das Leben ihm nicht, und als die Sonne sich senkte, raffte er sich auf, und suchte zu fliehen. Bald stand er aufrecht, bald fiel er wieder zu Boden, und mit dem Rest seiner Kräfte schleppte er sich endlich fort.

Schon war er nahe an einen verbergenden Wald gekommen, schon glaubte er, sicherer zu gehen, als eine Rotte von Reutern ihn erblickte. Man drang auf ihn ein, und der blitzenden Schwerter mehrere schwebten abermals über seinem Haupte. Aber der Führer dieser Rotte war menschlich. Er hielt die tödtlichen Streiche zurück, und hieß den Gesunkenen sich erheben. Da machte einer der Reiter Einsprache gegen den Willen des Obern. — "Ist es doch, rief er, jener verwegene Bursche, ich kenne ihn troz des zerfezten Gesichtes, welcher mit seiner Lanze

viele der unsrigen durchbohrte, und selbst Sie, mein Hauptmann! verwundete." — Aber der Hauptmann, vom blutenden Haupte des Jünglings zur Rührung bewegt, befahl wiederholt den Tapfern zu schonen, ließ ihn auf einen ledigen Gaul legen, und führte ihn zu einer nahe gelegenen Wohnung. Er befahl, ihn heimlich zu halten, und schickte den Feldscher, der seine Wunden verband. Auch ließ er Geld in den pflegenden Händen der Wirthin und besuchte jegliche Nacht den Genesenden. Aber langsam kehrte das vergoßene Blut und die Kraft zurück.

Noch glich sein Leben einem schwankenden Rohre, als die Pflicht den edelmüthigen Hauptmann — seinen Namen nennt leider die Geschichte nicht — nach Italien zu den kämpfenden Feinden rief. „Willst du mit? sprach er zu Johannes. Du sollst nicht kämpfen in unsern Reihen; ich gebe dir nur die Obhut für mich, und mein Eigenthum." —

Johannes wankte einen Augenblick zwischen der Liebe zum Vaterlande und der Dankbarkeit. Für ersteres konnte er nichts mehr thun, als sein Leben dem schmählichsten Tode opfern, wenn er ergriffen würde; denn er galt für einen der Anführer. Die Dankbarkeit war es also, welche ihm befahl, mit dem Lebensretter zu ziehen und ihn zu bewachen gleich dem Lichte seines Auges.

Es wurden ihm Kleider gebracht und ein bepacktes Pferd; langsam gieng dann der Zug vorwärts, über die Grenze von Baiern, über die Alpen Tyrols, und hin, nach dem schönen Himmel Italiens.

Nahe kam Johannes vorüber an Tegernsee. Er sah die Gindel-Alpe, und Nierath, die eben grünende Matte darauf, den Ringspitz und Wallberg. Lauter schlug sein Herz, und schweigend zog er vorüber. Noch war das Ende der Reise nicht erreicht, als die Ermattung ihn vom Gefolge seines Herrn zu trennen drohte.

trennen. Aber die heitere Frühlingsluft, die warmen Gefilde, des Landes balsamische Düfte hielten sein Herz und sein Leben; er genaß vollkommen, und die männliche Kraft kehrte wieder in seine Nerven zurück.

Nun widmete er sich ganz seinem Lebensretter. Treue und Ergebenheit zeichneten ihn vor allen übrigen Dienern aus; dadurch wuchs die Liebe seines Gebieters. Er hielt ihn auch gleich einen Bruder, der mehr auf das Herz, als auf die Freyheit Anspruch macht. Bey Beyden galt es Leben für Leben, und im Getümmel des Krieges, deckte immer einer den andern.

Aber das Unglück wollte, daß beyde, von feindlicher Macht gedrängt, einstens zu weit von den ihrigen entfernt wurden. Unbekannt im Lande, irrten sie flüchtig umher, doch entgiengen sie nicht der Gefangenschaft. Johannes sollte nach Frankreich, sein Gebieter nach Spanien geführt werden. Da bat er so lan-

ge, bis es ihm gewährt wurde, an der Seite des Letztern das bittere Schicksaal zu theilen.

Mehrere Jahre wurden nun die beiden im fremden Lande herumgetrieben; sie theilten ihre Leiden, und befestigten mehr und mehr die Bande der Freundschaft. Oft sprachen sie vom deutschen Vaterlande, nicht selten traten ihnen dabey Thränen in die Augen. Es war ihnen zu Muthe, wie den Seeligen, welche aus einer andern Welt des verfloßnen Lebens gedenken: nur mit Liebe, ohne Leidenschaft, ohne Partheylichkeit. Oft riefen sie aus: „Warum, „ihr deutschen Brüder! bekriegt ihr euch selbst? Seyd ihr nicht an Sitte, an Sprache, an Redlichkeit Eins? seyd ihr nicht gleich tapfer und gut? Und wieder sagten sie: „Möchte doch das schöne Vaterland auch das eines jeden Deutschen genannt werden können!„ —

Als die Könige, und die Fürsten den Frieden beschlossen hatten ward auch ihnen die Freiheit gegeben, und sie zogen über die hohen Gebir-

ge auf und abwärts, durch Frankreich, über den Rhein, und durch der Alemannen Land, bis an die Grenze von Baiern.

Dieß war eben die Zeit, als Emanuel, wieder eingesetzt in die Länder und Würden, nach seinem geliebten, aber gänzlich erschöpften Baiern zurück kam. Ihm waren die Gattin, die Kinder entgegen geeilt, welche sein Auge durch zehn Unglücks Jahre nicht mehr gesehen hatte. Das Gefühl der Gattin, des Vaters, ließ ihn für wenige Augenblicke das Elend vergessen, das über den geliebten Häuptern geschwebt hatte und welches noch das arme Vaterland drückte. Elchingen, das Kloster, wird von der Geschichte benannt, wo der Fürst mit unaussprechlicher Sehnsucht die herangereiften Söhne umarmte. Thränen der Freude flossen, und süsse Wehmuth hemmte die Sprache. Mehrmals klopfte das fürstliche Herz am Herzen der Prinzen, endlich auch an der Gattin Brust; und so, von Wehmuth erfüllt, kam er ganz

in der Stille nach seiner Hauptstadt München zurück.

„Den festen Vorsatz faßte er, niemals „wieder, eines ähnlichen Krieges wegen, „das Urland der Väter zu verlassen, wo allein „seine ächte Größe, und sein wahres Wohlsein „ihm blühte. Unzertrennlicher als je, schloß „er sich ans Haus Oesterreich an, dem er nach= „hin noch viele Beweise seiner Achtung und „Freundschaft gab."

Das Volk der Baiern, den geliebten Für= sten wieder sehend, frohlockte; es fühlte die Wunden nicht mehr, welche ihm geschlagen wor= den waren. Auch Johannes konnte sich der Thrä= nen nicht erwehren beym Anblicke dessen, für den er die Narben sich hohlte, welche jetzt sein Gesicht entstellten, und aus dem nur noch der alte, trotzige Blick sah. „Willst du, sprach sein Begleiter; willst du hier, in deinem Va= terlande bleiben? Ich verarge dirs nicht, es läßt sich die Liebe nicht läugnen, welche der

Mensch für den heimischen Boden trägt." — Aber Johannes bat, ihn der Dienste nicht zu entlassen, die er mit warmer Liebe und mit süssem Dankgefühl erfüllte. Nur — bat er — möchte es ihm gegönnt seyn, noch einmal seine Mutter zu sehen. — Ob Rosa wohl niemals zurückgekehrt sey? — — er wußte nicht, warum er diese Frage sich stellte, warum sich in ihm so heftig der Wunsch aufgedrungen: noch einmal den Himmel zu schauen, wo er sich ihm so lieblich — am schönsten in seinem Leben aufgeschlossen hatte.

An der Seite seines Gebieters zog er dahin. Die Sonne beschien mit freundlichen Strahlen das glückliche Seethal. Ueberall hauchte Friede und Liebe; denn die Fröhlichkeit ist hier das schönste Eingebinde der schuldlosen Natur. Ringsum sproßten Blumen der Freude. Es spiegelt der See in seinem mondförmigen Marmorbecken das heitere, blaue Gewölb des Himmels nach, die Lüfte schwiegen,

die lieblichen Sänger der Fluren badeten sich am Gestade; vom leisen Hauche des Zephyrs regten flisternd die Blätter sich, und die sterbenden Blüthen entsinken der werdenden Knospe, indeß die blühende Matte sie aufnimmt. —

Wehmüthig ward es dem Jüngling, als er hier die Hütte seines verlornen Mädchens suchte. Sie war nicht wieder erbaut. Einem Grabe gleich hatte bereits hohes Gras die Ruinen bedeckt. — Und Rosa, ist sie niemals wieder gekommen? — so forschte Johannes. Man antwortete dem liebenden Jüngling: Niemals! und zerriß damit sein Herz. — Nun setzte er sich auf die Ruinen der Hütte; dem Grabmahl der Liebe, und schwor sich zu: ewig nicht mehr zu lieben. —

Es kamen die Männer und Jünglinge zu ihm, die wenigen, welche noch aus der Schlacht von Sendling sich gerettet hatten. Sie bewirtheten ihn mit Freude, und erzählten sich einander die Geschichte der vergangenen Zei-

ten. Auch zeigten sie ihm das Bild in der Kirche von Eggern, wie ihr Haufe, dem Feinde verrathen, eingeschlossen war und vernichtet wurde. Darunter sind verzeichnet die Namen der Streiter, wie sie hinzogen zur Schlacht und welche wieder in die Heimath zurückkamen.

Johannes sah und fühlte, doch war ihm alles nur wie ein Traum; er sehnte sich weiter, und bat seinen Herrn, bald von hinnen zu ziehen, und schon am folgenden Morgen, reiseten sie weiter.

Rosa stand auf der Flur, welche die Behausung des Firk zu Malching umgibt. Sie sah zwei Männer langsam und schweigend daher schreiten. Als sie näher kamen, stand einer derselben stille: sie blickt ihm entgegen. — Täuschen mich meine Sinne nicht, rief er — so ist dieß Rosa's Gestalt! — — und im Augenblicke erkannte auch Rosa Johannes Stimme.

Sein Freund und Retter war Zeuge der Thränen, der Freude und der zärtlichen Ergießungen, womit sich die Liebenden sahen und umarmten. Mutter, Sohn und Tochter, alle schwammen in einem Meere von Wonne. Sie hatten sich todt geglaubt, lange hingeschieden in das Land, woraus kein Sterblicher wiederkehrt; und nun auf einmal halten sich alle liebend umschlungen! —

Nach einigen Tagen Verweilens stand eines Morgens der Hauptmann reisefertig vor Johannes Lager. — „Lebe wohl, Freund! sagte er; vergiß nicht meiner im Glücke. — Keine Worte mehr, keinen Dank; ich weiß, du bewahrst ihn ewig für mich. Auch ich werde dich niemals vergessen; denn du warst mein Bruder bisher, redlich und gut, wie selten Menschen sich finden. — Bleibe zurück, ich bitte dich, ich will mich schweigend entfernen. — Sollte es einst das deutsche Vaterland gelten; dann forsche nach mir, und schicke

mir einen deiner Söhne. Er soll mein Kampfgenoße seyn, wie du; denn er wird auch wie du tapfer seyn, und groß an hohem Muth und Vaterlandsliebe.“ —

Mit Thränen sah Johannes seinem Lebensretter nach; einige Tage erfüllte wirkliche Sehnsucht ihn. Bald aber erschien der fröhliche Hochzeittag, und mit der Welt und dem Leben versöhnt, betraten Rosa und Johannes die eheliche Bahn.

Enkel zeugen noch von ihrem häuslichen Glücke. Sie lieben, wie einst ihr Groß-Vater, über alles den König, und das theure Vaterland. Die spätesten Nachkommen werden gleicher Tugend getreu seyn.

Der Jägersteig bey Tegernsee.

Weidmanns Glück! dem braven Jäger,
Der auf diesem Steige geht,
Der am Wasser = Sturze einsam
Lauernd seiner Beute steht.

Grüne Schatten, dichte Zweige
Und ein dunkler Felsen = Born
Bergen noch des Wildes Leben,
Vor des Todes schnellem Zorn.

Ueber die Gebirge eilen
Hunde bellend ohne Ruh,
Um zu fliehen, sich zu schützen
Eilt der Hirsch dem Tode zu.

Sieh! er stürzt, der Zwanzig-Endner,
Und sein rascher, hoher Fall,
Lautlos, mit gesunknem Haupte,
Weckt den grausen Wiederhall.

Jetzt erst kommt die Schaar der Hunde
Diesem schnellen Läufer nach.
Sie bespüren seine Wunde,
Bald vergeht sein letztes Ach.

Lautlos kommen sie zurücke,
Weidmann folget ihrer Spur,
Bricht dem Todten das Genicke,
Deckt ihn dann mit grünem Laub.

Dieß ist, was er hat errungen,
Und wornach er mit dem Blick
Voller Gierde hat gelauert,
Dieses ist des Weidmanns Glück.

Weidmanns Glück dem guten König,
Wenn Er, von der Tageslast
Hier zum freudigen Verbringen
Einen Augenblick erfaßt.

Für die Stürme Seines Lebens,
Für Sein gutes, gutes Herz
Für die höh'ren Herscher = Thaten,
Ach, und auch für manchen Schmerz:

Werde ihm auf diesen Bergen,
Für den raschen Augenblick,
Den Ihm edle Thaten gönnen
Weidmanns Heil und Weidmanns Glück!

Weidmanns Heil den Menschen allen,
Die nach Lebens = Freuden gehn,
Wenn sie, rein von Schuld, und würdig
In dem Kreis der Menschheit stehn.

Allen ist uns ja zu gönnen,
Eh' wir einst die dunkle Brück'
Nach dem fremden Land betreten
Weidmanns Heil, und Weidmanns Glück! —

An das Bächlein der Höhe.

Dort oben, am Berge, der Baum ist schön,
Man fühlt den kühlenden Schatten wehn;
Ein Bächlein sich aus dem Felsen ergießt,
Und durch die schwankenden Blumen fließt.

Mich drücket die Sonne so glühend heiß,
Daß ich nicht die Zunge zu regen weis.
Die durstige Blume verwelket hier,
Die Biene sucht Honig und Schatten in ihr.

Komm, Mädchen! hier schmecket kein Lie-
bes = Kuß,
Dort oben, beym schattigen Wasser = Guß,
Dort trinken wir Küsse, Mund an Mund;
Dann werden die brennenden Lippen gesund.

An das Bächlein des Thales.

Du silbernes Bächlein! sage mir,
Stand nicht mein zärtliches Liebchen vor dir?
Du silbernes Bächlein! lachst so fein,
Wie Liebchens glänzendes Äügelein.

Du Bächlein des Thales, du bist so gut,
Und badest die Blumen in deiner Flut;
Mein Liebchen, Bächlein! beneidet dich,
Und tränket mit labenden Küssen mich.

Nie raubt sie der Freuden eine mir;
Sie gießt mir tausend in's Herz dafür.
Dieß sehen die Götter, und segnen sie;
Drum gab es ein herrlichers Liebchen nie.

Alto der Heilige

eine Mythe

aus dem achten Jahrhundert.

Vorbericht.

Alto, ein schottländischer Prinz, der die Welt frühzeitig verachtete, verließ sein Vaterland, und kam gegen die Mitte des achten Jahrhunderts nach Baiern. Er lebte lange Zeit in einem Walde, wo er sich meistens mit Beten beschäftigte und von dem Fleiße seiner Hände lebte. Seine Frömmigkeit machte ihn bald in der ganzen Gegend bekannt. Er erhielt darauf einen Theil des Waldes, worin er sich aufhielt, zwischen dem Lech und der Isar gelegen, vom Könige Pipin zum Geschenke. Auch die umher wohnenden Leute, welche die christliche Lehre angenommen hatten, brachten ihm Geschenke, wodurch er in den Stand gesetzt ward, im J. 750, nachdem er einen Theil dieses Waldes ausgereutet hatte, ein kleines Kloster für sich und einige Ordensmänner des heiligen Benedikt zu bauen, welches nach seinem Namen Alto Münster

genannt wurde. Neben diesem wurde auch ein Frauenkloster errichtet. Der h. Alto war übrigens ein besonderer Mann. Er glaubte seine geistlichen Söhne zu keinem tiefern Grad von Demuth anweisen zu können, als wenn er sie einem Weiber-Regiment unterwarf. Darum mußten die Mönche bey ihren Nachbarinnen, den Nonnen, um alle Nothwendigkeiten bitten.

Zu Klosters Zeiten zeigte man das Messer vom h. Alto, das von sich selbst einen ganzen Wald umgeschnitten hat, um den Heiligen Platz zu machen und Bauholz zu liefern.

„Bis hieher und nicht weiter, mein Alto! —“ — So lispelte Madleine, als sie am Pförtchen der Klause niedersank, welche unter schattigen Bäumen in der Tiefe eines Waldes sich befand. Alto ließ die Sinkende sanft am Arme auf den blumigen Boden gleiten, dann eilte er in die Hütte, Hülfe zu suchen. Aber die Hütte war leer; der Bewohner derselben schien ausgegangen zu seyn. Alto fand einen Krug von Stein, und gieng, aus dem nahen Quell frisches Wasser zu schöpfen. Damit eilte er zur holden Gefährtin zurück. Er fand ihre Wangen der Lilie gleich, und die Lippen dem blassen Schimmer des Mondes. Er neigte sich zu ihr, den süssen Athem zu empfinden. Eine gebrochene Rose duftete in

ihren Locken, aber Madleine athmete nicht mehr; ihr schöner Geist war entflohn auf den Schwingen des Lebens, vom Hauche des Todes verweht! —

Alto, der Pilger, hielt die erkaltete Hand kosend am redlichen Munde; er blickte starr in das Auge der Pilgerin — nicht mehr wie sonst lächelte es ihm himmlische Wonne ins Herz. —

Ueber alles hatte seine Seele die schöne Jungfrau geliebt. Ihr war sein Leben geheiligt, er fühlte die Last der Erde nicht, seit sie an seiner Seite pilgerte.

Alto's Auge weinte nicht; stumm legte er sich an die Seite der Pilgerin, und träumte von dem Himmel, worin nun seine Heilige wandle.

Der Morgenröthe erster Strahl vergoldete die Locken Madleinens, an deren Seite Alto sanft schlief. Die hoch in den Lüften schwebenden Lerchen sangen schon ihr fröhliches Lied, als der Pilger erwachte. Aber er gieng dem

Drang des Lebens nicht nach; die verschlossene Brust hatte sich geöffnet und in Thränen ergoß sich der Schmerz; so hielt er die Todte umschlungen, und ließ den Tag und das Dunkel der Nacht abermals schweigend vorüber ziehn.

Aus der melancholischen Wehmuth führt den Sterblichen gerne eine gütige Hand, und füllt ihm den Becher des Trostes. Auch Alto erhob sich, nachdem am andern Mittag die brennenden Strahlen ihn nöthigten, Wasser zu schöpfen. Nach erquickender Labung besann er sich des Daseyns wieder, und wünschte zu leben — um an Madleine gedenken zu können.

Er durchsuchte die Klause, und fand, daß sie lange Niemand betreten hatte. Unter einem überhangenden Felsen gewahrte er ein Grab, welches noch die Spuren der jüngsten Entstehung trug. — Alto weilte der Tage mehrere hier, und Niemand erschien in dieser einsamen Wildniß. Da schien es ihm gewiß,

daß der letzte Besitzer diesen kleinen Winkel der Erde mit einem noch kleinern Wohnplatz verwechselt habe, und er beschloß, sich zum Erben des Verlebten zu machen.

Seinen melancholischen Blicken schien hier der Himmel so heiter, des Waldes ewiges Schweigen so beseeligend, daß er mit inniger Wonne seinen — und Madleinens Pilgerstab am kleinen Altare frohlockend aufhieng, die Worte betend: „Bis hieher,] und nicht weiter, Madleine! —"

Dann gieng er zu ihr; mit Zittern sah er die Verwesung nahen. — Er suchte am Felsenhang und am Blumengestade des Baches. Eine dunkle Waldgrotte umschloß ihn mit kaltem Schauer, und ein Hügel von wilden Rosen umduftet. — Auf diesem grub er unter heißen Thränen ein Grab. Dann bekränzte er der Geliebten Haupt mit frischen Blumen, und schmückte mit Blüthen den Busen, aus welchem sonst des Herzens fröhliches

Pochen kam. --- In des Abends lieblicher Dämmerung wurde der Erden-Schatten Madseinens mit dem bethauten Sande bedeckt. --- Alto bepflanzte das Grabmahl mit Blumen und einem weißen Kreuze aus Lilien-Holz.

Von nun an war die Einsamkeit sein lieblichster Freund, und Echo's Sprache am Felsenhang die einzige Stimme. Er besserte die Hütte aus und pflanzte im Gärtchen Kohl und Früchte. Ausserdem lebte er von süßen Wurzeln, und klares Wasser löschte ihm den Durst.

Alto, ein königlicher Prinz von Schottland, war ein zarter Jüngling von kaum zwanzig Jahren. Im Pallaste seiner Eltern hatte er die Lehre des Heilands empfangen, und mächtig ergriff ihn dieselbe. Seit er denken und fühlen konnte, zog er sich vom Geräusche des Hofes zurück. Er liebte die Waffen nicht, sondern den Frieden.

Als sein königlicher Vater in der Gruft sei-

ner Ahnen ruhte und sein älterer Bruder den Thron bestieg, da wanderte er fort aus der Heimath, schmucklos und arm, aber reich an Liebe und Frömmigkeit. Er landete an Frankreichs Küste, und zog als Pilger herüber, nach den deutschen Wäldern. Am Ufer des Rheines stand eine Fischerhütte, und er trat in dieselbe sich Labung zu holen. Da erblickte sein Auge Herluka, ein Mädchen von 16 Jahren. Die Tugend schien ihr Haupt zu umstrahlen, und ihre Mienen glichen dem Antlitz der Engel. — Als sie den Pilger erblickte, schlug sie erröthend die Augen nieder, und ein Kranz von Rosen schien aus ihren Wangen zu sprossen.

Sie hatte den Busen sittsam verhüllt; die schlanke Gestalt bedeckte ein wallendes Kleid; ein schwarzer Gürtel umgab sie.

Alto bat um Labung — die schöne Jungfrau reichte sie ihm schüchtern und schweigend. „Wo ist deine Mutter?" fragte der Pilger, und sie schluchzte mit Wehmuth. — „Und

dein Vater?" — Sie weinte, und gieng aus der Hütte.

Als das kleine Mahl geendet war, suchte Alto die holde Trauernde. Sie saß auf einem grünen Hügel, welchen Blüthen bekränzten. — „Hier ruht meine Mutter!" lispelte Herluka; — „meines Vaters Stätte ist der reißende Strom. —" Thränen folgten den Worten und bethauten die Blätter der Blumen.

Alto versuchte die schöne Leidende mit dem Troste der Christen zu trösten. Verwundert horchte auf seine Worte Herluka. — Endlich drückte sie des Jünglings Hand, und sagte: „Bist du ein Christ, und ist dieß die Lehre der Christen?"—

Es war aber die Jungfrau noch dem blinden Heidenthume zugethan, und sie verstand nicht alles, was der fromme Pilger sprach. Doch hatte Gottes Wort tief ihr Herz erschüttert, und sie hielt des Trösters Hand zitternd in der ihrigen.

Herluka's Vater trieb in einer einsamen Waldbucht den Fischfang am Rheinstrom, auch fuhr er Reisende von einem Ufer zum andern. Vor einigen Tagen noch hatte sich der mächtige Strom verwüstend erhoben; es glich seine Fluth dem tobenden Meere, vom heftigsten Sturme bewegt.

In seine Hütte trat bey nächtlicher Zeit ein Flüchtling aus Frankreich. Ihn verfolgten grausame Feinde, und sein Tod war gewiß, würde er hier nur Augenblicke verweilen. Da bat er mit dringenden Worten den Schiffer, ihn jenseits des Flusses zu fahren. Herlukas Vater weigerte sich aber; er kannte die Gewalt des Stromes, er entrüstete sich vor dem gewissen Untergang. Aber schon zeigten sich die Feinde von ferne; da stürzte der Fremdling verzweifelnd in die Fluthen, und fieng an, sie mit den Armen mächtig zu zertheilen. — Dieser Muth und dieses Menschen schreckliche Gefahr bewegte das Herz des Schiffers;

schnell band er den Kahn los, und eilte dem Schwimmer nach; glücklich erreichte er ihn. Der schwankende Kahn nahm ihn auf, und durch die rauschenden Wellen gehoben, trieb er lange herum, regellos und nahe dem Versinken. Vergebens war die Kraft des Führers, vergebens die Hoffnung, welche den Sterblichen nie, selbst nicht am Rande des Abgründs verläßt. —

Vom Strande aus sah Herluka verzweifelnd das Schifflein versinken; ihres Vaters Leben war es, welches hier der tiefe Abgrund verschlang! — Nun war sie Waise geworden; keine menschliche Seele lebte für sie im weiten Bezirke der Erde.

Als nun Alto's fromme Worte so tief in ihre Seele gedrungen, da fühlte sie sich angezogen vom heiligen Glauben; ihr schien des Lebens Bürde leichter zu seyn, sie faßte die Hoffnung und die Liebe auf, und vertraute sich dem Schutze des Pilgers.

„Willst du wohl mit mir, Herluka! den Glauben des Christen theilen? und willst du mit mir zum Sitze des Papstes ziehn, der da auf Erden die Stelle des Erlösers vertritt? — Sieh, ich will dein liebender Bruder seyn, dich lehren und leiten, damit du zum ewigen Glücke gelangest. —"

Darf ich — entgegnete Herluka, darf ich dich Bruder nennen? willst du mich lehren das süsse Wort, welches Heilung gebracht hat meiner sterbenden Seele? — Sieh! ich werde dich dankbar küssen; ewig werd' ich dafür deine liebende Schwester seyn. —

Als nun nach etlichen Tagen des Stromes Toben vorüber war, als sich wieder auf der glatten, freundlichen Fluth die Sonne spiegelte, da suchte Herluka am Gestade auf und abwärts nach einem Kahne, den einst ihr Vater verbarg. Mit diesem fuhr sie an Altos Seite über den Strom; dann durchwanderten sie die deutschen Wälder, und überstiegen die hohen

Alpen der Lombardie, bis sie nach Italiens lieblichen Gefilden gelangten.

Während diesem vertraulichen Pilgern bildete Alto die Seele der Jungfrau. Er fand den Boden, worauf der Saame des Herrn fiel, so reich und fruchtbar, daß die schönsten Blüthen goldne Früchte versprachen. Herluka's schöne Gestalt war es nicht allein, welche den frommen Jüngling bezauberte; ihr sanftes Wesen, ihr weicher, weiblicher Sinn schloß ihm einen Himmel von süssen Gefühlen auf. Er liebte die Jungfrau, aber nur so, wie ein Bruder die Schwester, wie ein Engel den andern liebt.

Noch ehe der Herbst kam, betraten die Pilger den Boden der heiligen Stadt. Alto trat vor das Antlitz des Papstes, für sich den Seegen, für Herluka die Taufe erbittend; diese erhielt sie, und mit ihr den Namen Madleine. Nun war sie eingeweiht in die Zahl der Gläubigen; sie fühlte beglückende Wonne im Schooße der Kirche. Nach langem Gebete, nach vie-

len heiligen Uebungen, verließ sie mit Alto die Stadt, um wieder zur Heimath zu kehren. Aber an des Gebirges Fuß erschien der frostige Winter; jene Höhen deckte glänzender Schnee, und die Bahn zum deutschen Lande öffnete sich erst, als des Frühlings Weste zu thauen anfiengen.

Madleinens Körper war zart, des Pilgerns hartes Geschicke ertrugen ihre Kräfte nicht. Alto ward ihr zur kräftigen Stütze, und doch unterlag sie der Schwäche ihres Geschlechtes. Als sie von Rhätiens Höhen kamen, und die düstern Tannen-Wälder Bojariens betraten, da fieng ihr schönes Blumen-Leben zu brechen an; sie verwelkte am Busen des Bruders, der nun einsam stand, aber — Madleinens Schatten wegen, der hier ruhte, die düstere Einsamkeit liebte.

Viele Jahre waren verflossen; Alto's Jugend neigte sich; er wurde Mann, und alterte. Ihn hatten die Landleute ausser den Waldes-

gränzen kennen gelernt. Sie bewunderten seinen sittsamen Wandel, seine Tugenden und seine Frömmigkeit. Zu seiner Klause wallten andächtige Menschen und beteten. Unglückliche besuchten seine Einsamkeit, und baten den frommen Alto um Trost und Rath.

Sein Ansehen war feyerlich geworden. Ein langer grauer Bart hieng über der Brust herab; nur wenige Haare bedeckten das Haupt; sein Antlitz glänzte, sein Auge glich dem eines Sehers.

Die Ruhe seines Gemüthes, die Heiterkeit seines Geistes gaben ihm die Kraft zu denken und zu wirken. Er wurde Meister über das Elend der Menschen, und hob ihre Uebel. Man schrieb dieß damals übernatürlichen Kräften zu, man nannte sie Wunder.

König Pipin, vom Rufe der Heiligkeit des frommen Alto erweckt, beschloß, ihn zu sehen. Als er an die Grenze des Waldes kam, verwechselte er seine Kleider mit denen eines

armen Hirten, und gieng allein zu Alto's einsamer Klause.

Er fand ihn betend vor einem Marienbilde, dessen wunderschöne Züge des Königs Erstaunen erregten. Sie schien eine Lebende gewesen zu seyn, und doch dem Himmel anzugehören. —

Pipin sank auf das Knie, und betete leise und lange, wie er glaubte, von dem Einsiedler unbemerkt. Der fromme Mann schien außer den Regionen der Erde zu schweben; er bewegte die Lippen, als ob er redete; aber kein Laut wurde hörbar. Seine gefalteten Hände bebten, er hob sie endlich ausgebreitet gegen den Himmel, und sank mit dem grauen Haupte zu Boden. — „Dank, Dank! Unendlicher!" — so stammelte seine Zunge. — Dann erhob er sich plötzlich, und wandte sich um, den Fremdling begrüßend.

„Menschen kannst du versuchen, König Pipin! Gott nicht. — Doch du kommst zu deinem und des Volkes Heil. Der Glaube wird fester

fester durch dich; und ich — bin nur ein Diener des Herrn." —

Pipin erstaunte. Seine Verwirrung gestattete ihm nicht, die Augen zu erheben; der König fieng an, vor einem — seines Volkes zu zittern. — Aber Alto nahm seine Hand, er führte ihn zu den Stufen des Altars, damit er beten sollte um segenvolle Erleuchtung. Und Pipin empfieng diesen Segen. Er stand auf und gelobte, den Diener des Herrn zu beschenken mit dem weiten Walde ringsum, wie er sich erstreckte beynahe von den Ufern des Lechs bis an das Gestade der Isar. Auch gab er eine reichliche Spende, damit Alto der Fromme der Brüder mehrere sich wähle, mit denen er hier dem wahren Gott dienen könne.

Und das heilige Werk gelang. — Fromme Männer versammelten sich um ihn; Alto nannte sie Brüder. Von dem göttlichen Geiste erleuchtet, belehrten sie das Volk der Umgegend, und Christus des Heilandes himmlischer Saame thau-

ete auf in den Herzen der Menschen — die heilige Lehre befestigte sich.

Alto fand die Hütte für sich und die Brüder und das Bethaus für die versammelte Menge zu klein. Er hatte der Gaben viele, welche die Hände der Gläubigen gespendet hatten und bey ihm wurden diese Gaben zum Schatze. Er öffnete ihn, und erbaute vorerst die Kirche, dann das Kloster, welches nach ihm — Alto-Münster benannt wurde.

Den Fleiß der Brüder zu nähren, und Menschen in diese Einsamkeit zu ziehen, reutete er weit umher den düstern Wald aus, und des Bodens natürliche Güte lohnte bald mit schönen Früchten die Mühe der Arbeiter. Dieß alles geschah mit so großer Schnelligkeit, daß man für ein Wunder es hielt, was unter Alto's Leitung entstanden ist.

So lange er lebte, war er das Haupt seiner Brüder. Am Ende seiner Tage erheiterte

ein besonderer Frohsinn sein Gemüth, und er fühlte sich schon in höheren Regionen. Noch am Morgen des letzten Tages ließ er sich zur Grabstätte Madleinens führen. Dort betete er den ganzen Tag, hieng noch einmal einen Kranz von Rosen an ihr Kreuz, küßte noch einmal den kalten Hügel, dann nahte sich ihm, als eben die Sonne sich neigte, der Engel des Todes.

Die frommen Brüder beweinten ihn, wie Kinder den Tod eines Vaters. Sie brachten die Hülle des Heiligen in die Gruft des Münsters. Madleinens Gebeine wurden erhoben, und neben dem Sarge ihres Alto in einem verschlossenen Sarge niedergesetzt. Noch ruht daselbst ihre heilige Asche. —

Durch ein Jahrtausend war Alto's Münster der Versammlungsort der frommen Gläubigen, und vor wenig Jahren noch zeigte man dort dem Volke das wunderthätige

Messer, welches in Alto's Hand von selbst der Bäume Tausende gefällt hatte, um den Raum für des Klosters Mauern zu schaffen. —

Baumburg

oder

der Fluch des Vaters.

Die alte, hundertjährige Linde breitete ihren Mantel rund umher, und streute Schatten auf das weiche Gras. Von der Reise ermüdet setzten sich drey Jünglinge auf die Rasenbank zur Zeit, da man eben im nahen Kloster zur Vesper läutete. Sie trockneten sich den Schweis, und waren recht stille und in sich gekehrt, so daß sie den schweren Athem eines Greises wohl vernehmen konnten, den sie jetzt plötzlich in ihrer Mitte sitzend gewahrten. Haar und Bart waren silberweiß; seine Gestalt wie zusammen geschwunden. Er schien nur mehr drey Spannen vom Grabe zu seyn. Die drey Jünglinge schauderten; allein der Alte rückte traulich näher, und fragte sie nach dem Ende und Zweck ihrer Reise, nach diesem und jenem. Er mochte bald gewahren,

daß die Jünglinge gerne forschten, was hie und da zu wissen oder zu merken wäre, und sprach deswegen freundlich zu ihnen: „In sofern ihr nicht gar zu sehr eilet, und mir ein geneigtes Ohr wollt gönnen, so erzähle ich euch ganz kurz, was sich in grauer Vorzeit hier auf diesem Boden begeben hat. Die Jünglinge nickten schweigend, und der Greis fieng folgende Geschichte an.

Die Zeiten der Kreuzzüge hatten begonnen, mancher fromme Ritter fiel unter dem Schwerte der Sarazenen, wenige nur sahen ihr deutsches Vaterland wieder. Die fromme Absicht, das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen zu befreyen, heiligte aber keineswegs jedes Gemüth; wohl kamen Bösewichter immer wieder als solche zurück. In dieser rauhen, eisernen Zeit stand das Faustrecht immer noch aufrecht, und zerriß den innern Wohlstand des Landes.

Kuno von Megling glich seinem Zeitalter; er trug seine wilde Sitte ins gelobte Land, und brachte sie wieder unverändert daraus zurück. Zorn und Trunkenheit, Stolz und Rachsucht hatten sein Herz umschlungen; dazu hatte er in den heißen, fremden Landen die Wollust kennen gelernt, und gesellte nun dieses Laster zu den übrigen.

Als er auf der Heimkehr dem urälterlichen Schloß nicht mehr ferne war, da schickte er seinen Diener voraus, um seine Ankunft zu verkünden. Er selbst blieb mit ein paar Dirnen, die er weit her mit sich geführt hatte, in einer Herberge liegen. Und als das Mahl zu Ende war, sprach er zu ihnen: „Gehabt euch nun wohl, ihr Maid's! wir müssen uns trennen. Daheim auf der Burg hauset mir ein zärtlich Gemahl mit einem ehelichen Kindlein; da könnt ihr nicht mit, es würde nur Unlust erzeugen. Habt Dank für euer süßes Minne Spiel, und theilt diesen Beutel mit Gold zum Troste; da-

bey mögt ihr meiner gedenken." — Aber die Dirnen waren höchlich erschrocken, und blickten verwundernd ihn an. Auch baten sie gar freundlich, er möchte sie nicht verlassen in diesem fremden Lande, wo sie nicht wüßten, was sie beginnen sollten. Weinend schlangen sie die Arme um ihn; es waren noch gar junge, unerfahrne Dinger. Listig hatte sie Kuno verführt, weit weg von Aeltern und Verwandten. Jammernd hielten sie sich nun an ihren Verführer fest. — Aber Kuno entbrannte bald in Zorn, stieß sie wild von seiner Seite, und bestieg hohnlachend das Roß. Es hieng sich die Kühnere noch an dem Sattel fest, aber der gestrenge Mann schlug mit der Scheide des Schwertes sie hart, daß sie abließ, und so sprengte er fort in den nahen Wald, wo er sich mit mehreren der Seinigen bald im Dickigt verlohr.

In der Burg herrschte lebhafte Freude, als die Ankunft des Herrn verkündet ward. Bertha, die treffliche Hausfrau, hatte in Kummer

und Sorgen gelebt um ihren Gemahl. Täglich zweymahl lag sie mit Adelheid, der frommen lieblichen Tochter, an Gottes Altar, und betete für das Heil ihres Gatten an Leib und Seele. Jetzt, da er kam, beklemmte Freude und Bangigkeit ihr Herz; sie bereitete vieles zu seinem Empfang. Die Zugbrücke ward endlich niedergelassen, es zog der Ritter darüber in den Schloßhof und sprang vom Pferde. An seiner eisernen Brust lagen freudethränend Mutter und Tochter.

Die getreue Gattin vergaß in diesem seligen Augenblicke allen Kummer der Vorzeit. Sie hatte ihren Kuno wieder, und glaubte die süße Hoffnung hegen zu dürfen, daß ihr an seiner Seite eine heitere Zukunft lache. Voll freudigen Feuers führte sie ihn zum wohlbestellten Gelage in den Rüstsaal.

Bertha war die Tochter eines edlen Ritters, und wurde in ihrer frühesten Jugend mit Kuno versprochen und endlich vermählt. Sie

war von sanfter, lieblicher Sitte, von schöner, hoher Weiblichkeit. Als Gattin und Hausfrau war sie ein Muster ihrer Zeit, fromm und unschuldig. In den ersten Monden war ihre Ehe eine der glücklichsten. Der wilde Kuno schien sich ganz in sein Glück verloren zu haben. Das Maas seiner Freude war erfüllt, als Bertha eine süße Furcht seiner Liebe unter ihrem Herzen fühlte. Als sie aber das Mädchen — Adelheid — gebar, da wurde Kuno mißvergnügt; denn er hatte mit großer Zuversicht auf einen männlichen Erben gezählt. Sein Mißvergnügen nahm zu, von Jahr zu Jahr, da dieser sein Herzenswunsch unerfüllt blieb, und, so unschuldsvoll ihn auch das erste Lallen der jungen Adelheid begrüßte, so unempfindlich war er gegen sie. Er zog meistens in den Forsten herum, oder auf den benachbarten Schlössern, von welchen er dann berauscht nach Hause kam, und sich als einen hassenswerthen Haustyrannen zeigte. Die ge-

dudlige Hausfrau fühlte sich verdrängt aus dem Gemüthe des Mannes; der rauhe Kuno mißhandelte sie sogar zu Zeiten. Als er daher den Entschluß gefaßt hatte, mit Fürsten und Edlen das Kreuz zu nehmen, widerredete sie nicht. Sie empfing den Abschied mit Thränen, und hoffte dabey still sehnend: Kuno werde menschlicher wiederkehren. In dieser Hoffnung hatte sie ein paar Jahre einsam auf ihren Burgen für Niemanden gelebt, als für das Glück ihrer Tochter.

Adelheid war, vom Vater unbeachtet, bis zum dreyzehnten Jahre gereift, und zählte eben jetzt den fünfzehnten Frühling, als er wiederkehrte. Wie sie mit rosigen Wangen an seiner Brust lag, die Lockenhaare sich im blanken Harnische wiederspiegelten; wie den Vater ihr weicher Arm umschlang, und wie sie ihr blaues, sanftes Auge zu ihm empor hob; da regte sich in seinem Herzen die Stimme der Natur; er freute sich über die herrliche Toch-

ter, und küßte sie innig. Er drückte Ber-thas Hand, gleichsam zum Danke, daß sie ihm diesen Schatz geschenkt hätte.

In den ersten Tagen der Ruhe schien wirklich ein ganz anderer Kuno auf seinen Burgen zu haüsen. Er lebte in den Armen der Seinigen verlangenslos, ritt auf seinen Burgen umher, sprach mit sanften Worten, wie er noch nie gethan, zu seinen Unterthanen, und wenn er ermüdet von der Jagd zurück kam, so labte er sich gerne am Trunke, den ihm Bertha oder Adelheid kredenzten. Beyde gaben sich Mühe, diese frohe, heimische Laune in ihm zu erhalten; Adelheid webte gar künstlich, und spielte himmlisch auf der Laute, welche sie mit ihrer engelreinen Stimme begleitete. Oft verlohr sich der Vater im Anschauen seiner Tochter.

Daß die glücklichen Zeiten nicht immer währen, daß sie so schnell entfliehn, dieß ist das herbe Verhängniß, welches im Gefolge der

menschlichen Erbsünde einher zieht. Einige Monden nur genoß Bertha das Süße einer glücklichen Ehe, und Adelheid die kindliche Freude, einen gütigen Vater zu küssen.

Kuno hatte die liebreizende Edelfrau, Agnes, gesehen, und das Feuer ihrer Augen entzündete augenblicklich die Glut seines Herzens. Sie war seit drey Monden Wittwe, und besaß ein Rittergut in Kuno's Nähe, welches gerade hingereicht hätte, sie und ihre zwey Söhne, beyde schon rasche Jünglinge, anständig zu ernähren, wenn nicht die Ausschweifungen der letzten und ihr eigener Stolz nur zu oft die mäßigen Mittel erschöpft hätten, welche ihr zu Gebothe standen. Agnes aber verstand die Kunst, selbst aus dem trocknen Felsen klares, labendes Wasser zu schöpfen. Sie war eine Frau von bezauberndem Wesen, obwohl der Frühling ihres Lebens schon vorüber war. Begehrlich ihr Auge, üppig ihre Gestalt, herrschend ihr Wesen, und stolz ihr

Gang, war sie, bis auf das männlich Wilde, ganz Kuno's Ebenbild, und dieser, gleichsam in sich verloren, strebte mit allen Kräften nach der Gunst dieser Schönen. Gold sollte ihm die Quelle der Liebe öffnen — und sie öffnete ihm ohne viele Schwierigkeiten die Pforte zur Buhlschaft. In kurzer Zeit wiegte sich die schöne Frau wonnetrunken in seinen Armen.

Kuno machte nicht viel Geheimniß aus seinen unseligen Trieben. Beym hellen Tage zog er in Agnes hohes Schloß ein, und lud alle Nachbarschaft zum Gelage. Trunk, Tanz und Spiel wechselten mit einander, und für Fremde und Hausgenossen galt er als gebietender Herr. In seine eigne Burg kam er oft Tage lang nicht zurück, und geschah es, so zog er in der Mitte froher Zecher dahin, an seiner Seite die üppig gezierte Agnes. — Mit Thränen in den Augen floh dann die fromme Bertha in ihr Kämmerlein; aber Kuno gestattete ihr auch hier die Ruhe nicht.

Ihr

Ihr Herz war zerrissen, sie wankte durchs Leben, indeß die weinende Tochter umsonst zur Stütze sich anbot. Kein Engel konnte ihr Trost zuflüstern; nur endlose Leiden boten ihr die Stunden des Tages.

Welche Wohlthat der Sterblichen, daß ein Herz bricht, wenn die Zeit der Schmerzen erfüllt ist. Bertha sank, einer zertretenen Blume gleich, in den Staub des Daseyns zurück; ohne Thräne ließ Kuno sie in die Gruft der Väter begraben.

Von dieser Zeit an gieng es auf Kuno's Burg lebhafter zu, als jemals, wenn der Graf zu Hause war. Oft aber blieb er wochenlang weg, und das tollste Leben begleitete ihn. Niemand war bey dieser Gelegenheit unglücklicher, als Adelheid, seine Tochter. Einzig dem Schmerz über den Verlust einer so guten Mutter hingegeben, suchte sie die Einsamkeit und fand sie nicht; denn ihr Vater befahl ihr, mit all dem stolzen Trotze, der ihm eigen war, ihm

zu den schwärmenden Gelagen zu folgen. Unter Thränen beschwor sie ihren Vater, ihr die Ruhe zu vergönnen, sie höchstens alsdann die Pflichten der Hausfrau übernehmen zu lassen, wenn er auf seinen eigenen Burgen hause. Aber die sehnlichsten Worte der Tochter fanden kein Gehör; sie mußte fort mit ihm in das wilde Leben.

Gewöhnlich schon um Mitternacht taumelten die Gäste trunken unter einander. Ausgelassene Reden, freche Handlungen beleidigten Ohr und Auge der Jungfrau; eine beständige Schaamröthe überzog ihr Gesicht. Aber der seligen Mutter Geist schwebte schützend über ihr, und so blieb Adelheid mitten unter den Wüstlingen ein Engel der Unschuld.

Unter den Männern und Jünglingen, welche Kuno's tolle Gelage besuchten, war ein einziger, der an diesen ausgelassenen Freuden keinen Theil zu nehmen schien. Er fand sich anfangs selten, zuletzt fleißiger als jeder andere ein, doch war er immer still und in sich gekehrt. Die

übrigen nannten ihn den Kopfhänger; Adelheid aber warf ein günstiges Auge auf ihn, denn er war der einzige, den sie noch gerne sehen mochte. Bald blieb es ihr nicht unbemerkt, daß auch Markohards Augen beständig an ihr hiengen; oft begegneten ihre Blicke den seinigen.

Markohard war ein schöner Jüngling, voll Kraft und Feuer, kühn und gewandt. Er war ein Dienstmann des reichen Kuno, und besaß ein festes Schloß auf einem hohen Berge an der Aha, wo sie aus dem Gebirg in den Chiemsee fließt. Er war ein geachteter Ritter, aber nicht reich genug, um Kuno's Eidam zu werden. Dennoch liebte er unaussprechlich die Holdseligste der Jungfrauen.

Einst, als in der Abenddämmerung die Ritter im Burggarten mit schönen Dirnen lustwandelten, und Kuno in den Armen seiner schönen Frau ruhte, da suchte Markohard die sittsame Adelheid rings um des Schlosses

Mauern, und in den schattigen Gängen der Birken; nirgends aber war sein Engelbild zu sehen. Er hatte vom Söller aus das herrliche Fräulein raschen Schrittes über den Schloßhof eilen sehen; die Thore waren überall geöffnet, die Zugbrücke niedergelassen. Markohard schritt darüber, und eilte ins Freye. Träumend kam er zu einer alten Eiche, in deren dicken Stamm ein Marienbild kunstreich gegraben war, und hier erblickte er Adelheid, welche sich vor dasselbe tief anbetend hingeworfen hatte.

Freudige Rührung durchzitterte sein Herz, er sank auf die Knie und betete mit ihr. Und als diese ihr thränendes Auge erhob, erblickte sie den Ritter. Sie erschrack und wollte entfliehen. Aber Markohard eilte ihr nach, und hielt sie am Saume des Kleides. „Adelheid! seufzte er, „warum flieht ihr vor mir? Bin ich nicht eures himmlischen Blickes werth, nicht der Seligkeit, in euerer Nähe athmen zu dürfen?“— Adelheid faßte ruhig seine Hand.—

Es wird dunkel, Ritter! antwortete sie; kein Mond, keine Sternlein zeigen sich heute. Es ziemt einer sittigen Jungfrau nicht, in eitler Nacht zu wandeln; entschuldigend setzte sie hinzu: Andacht nur trieb mich einsam hieher zum Marienbilde. — „Wie ehre ich diesen frommen Sinn, schönstes Fräulein! versetzte Markohard: — o, wie gerne theilte ich diesen auch mit euch;" setzte er leiser hinzu. Er wollte in Adelheids Augen sehen, aber sie waren tief zur Erde gesenkt. — Der Ritter sprach viel von seinem warmen Herzen, von dem Zauber, womit Adelheid dasselbe umwunden hielt, von den tausend Sorgen und Wünschen, welche ihn unaufhörlich marterten und seinen Schlummer ewig verscheuchten. Marternd falle das Getöse der Fröhlichen auf ihn, sein Herz nehme nicht Antheil an den Freuden der Gelage, er würde sie stets meiden, wenn er nicht Adelheid in deren Mitte wüßte. Ihr Anblick labe ihn; ihre Nähe sey sein Himmelreich. —

Unter diesem Gespräche waren sie im Schloßhofe angelangt; unbemerkt kamen sie zu den Uebrigen, und stumm entließ die Jungfrau den Ritter; erwachende Gefühle erstickten ihre Stimme, ein Druck der Hand bezeichnete Markohard's Liebes-Schmerz.

Also vergiengen der Sommer-Monate einige. Markohard fehlte nicht, wenn Graf Kuno der Fröhlichkeit fröhnte, und Adelheid erschien nun immer lieber dabey; ihr Angesicht wurde sogar heiter und froh. Bald fand die Liebe der einsamen Orte mehrere, wo sich ungestört die Herzen ergießen konnten; Markohard und Adelheid verlebten die seligsten Stunden des Lebens.

Graf Kuno wußte inzwischen im Taumel seiner Lüste nichts von dem Glücke seines Kindes. Sorgfältig bewahrten wohl auch die Liebenden ihr Geheimniß. Doch des Neides Auge späht auch in die Verborgenheit; rastlos forscht es, und selten entgeht ein fremdes Glück seinen

Blicken. Es war Hugo von Traunstein, ein vielbekannter reicher Ritter, wild und grausam, ganz dem Grafen Kuno von Megling gleich. Ausschweifungen und Laster hatten sie zu Busenfreunden gemacht, man sah zuletzt nicht einen ohne den andern. Hugo hatte sein lüsternes Auge lange schon auf Adelheid geworfen; er suchte jede Gelegenheit, mit ihr zu minnen, allein das sanfte Fräulein wich dem Unhold auf jede mögliche Weise aus. Seine rauhe Sitte hatte bereits alle Schönen in seinem und den benachbarten Gauen zurückgeschreckt; er stand in den Vierzigen und war noch unvermählt. Jetzt drängte er sich in das Herz des alten Kuno, nicht weil er Freundschaft zu ihm trug, nein, um der wilden Lust wegen, welche in ihm für Adelheid erwacht war. Er suchte jede Gelegenheit sich ihr zu nähern, bey jedem Tanze reichte er ihr seinen Arm; die Jungfrau folgte zwar schüchtern, nie aber blickte sie in das wilde Antlitz des Ritters auf.

Wie lächelte Hugo, wenn er solches bemerkte; wie ergrimmte er beym Anblick des edlen Markohards, wenn Adelheid diesem traulich die Hand gab, und ihm ins freye, große Auge blickte. „Ich kenne euch", sagte er dann zu sich selbst, „ihr sollt euch auch nicht lange eueres Glückes freuen."

Jeden Blick bewachte er nun und jeden Schritt; zugleich pflanzte er Mißtrauen gegen Markohard in Grafen Kuno's Herz. Doch dieser war zu sehr mit seiner Buhlschaft beschäftiget, als daß er auf das leichte Spiel der Jugend achtete.

Als eines Morgens Adelheid lustwandelte, und nicht fern von der Mutter Gottes Kapelle ihren Markohard erwartete, war ihr Hugo heimlich nachgeschlichen. Plötzlich stand er vor ihr; fest faßte er sie in seine Arme. „Adelheid, sprach er, liebe mich!" und diese Worte begleiteten feurige Blicke. Einer Ohnmacht nahe, stieß die Jungfrau einen Schrey des Ent-

setzens aus. In diesem Augenblicke sprang Markohard aus dem Gebüsche hervor. Schon war sein Schwert gezückt; er glaubte, daß ein Räuber sich seines Kleinods bemächtigen wolle. Da gewahrte er Hugo. Dieser wandte sich von dem schönen Fräulein zu dem Glücklichen. „Markohard! rief er, gut, daß ihr hier seyd; so könnt ihr Zeuge seyn meines Schwurs. Hört, ich schwöre, dieses Schwert nicht eher mehr in die Scheide zu stoßen, bis die schöne Adelheid, des edlen Grafen Kuno von Megling Tochter, meine Braut wird. Mit diesem Kusse weihe ich sie zu meiner Gattin —; wer dessen andern Sinnes ist, mag die Schärfe meines Schwertes versuchen. —"

Schon beym Anfang dieser Rede war Markohards Schwert entblößt; er wollte sogleich Hugo's Schwur mit demselben vertilgen, und so drang er im Gefühl seiner Liebe und lodernden Rache auf den Ritter ein. Aber zitternd erhob sich Adelheid und drängte sich zwischen

die Streiter. Ein alter Kriegsknecht, welcher in der Kapelle betete, hatte den Streit der Ritter vernommen; er eilte fort in die Burg, und bald kamen die übrigen Gäste, an ihrer Spitze Graf Kuno. Der Streit ward in Kurzem beygelegt; Adelheid war zurück in die Burg geflohen. Aber das Geheimniß der Liebenden war entdeckt, ihre Seligkeit zerstört. Markohard und Hugo blieben von Stund an Todfeinde, Graf Kuno aber zürnte beyden. Er nahm seine Tochter zurück auf sein Schloß, und trug dem Burgvogt auf, sie streng zu bewachen. Weniger gieng er selbst von nun an dem Gelage nach, es schien auch, als habe er sich an den Lippen der üppigen Agnes bereits satt gekoset.

Markohard suchte vergebens den Grimm des Vaters zu brechen — vergebens seiner Holden Antlitz zu sehen. Kuno verbot ihm zuletzt sogar, in seine Burg einzureiten. Auch Hugo konnte sich keiner besondern Begünstigung erfreuen, und wollte darüber vor Unwil-

len vergehen. Da gedachte er wohl, daß er so lange nicht sein Ziel erreiche, bis der alte Graf wieder seinen Gelagen nachgienge. Er stellte sich nun, als ob die Liebe zu Adelheid bey ihm nur ein vorübergehender Rausch gewesen sey, er lockte Kuno — bald zu Jagd-Festen, bald zu ritterlichen Spielen.

Bey einem der letzten war es, wo Adelheid den Preis zu vertheilen hatte. Es waren der schönen Fräuleins und Frauen viele zugegen; doch der Schönsten Königin blieb doch immer nur Grafen Kuno's Tochter. Wie sie in der Mitte des Balkons saß, des Hauptes Locken über das Sammet-Gewand gegossen, wie sich die Sonne in dem Golde ihrer Arm-Spangen spiegelte, wie die Rosen ihrer Wangen weit umher zu duften schienen, da erblickte sie die staunende Menge; unter ihnen Markohard, ihren Ritter. Er trug ihre Leibfarbe, er kämpfte ritterlich für sie; aber den Preis errang er nicht. Mit abgewandtem

Blicke reichte ihn Adelheid — dem wild triumphirenden Hugo hin. — Beschämt zog Markohard auf seine einsame Burg.

Und einsam saß auch Adelheid — von der ganzen Welt glaubte sie sich verlassen. In den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft — denn dieser glich die Sorgfalt des Vaters — wurde sie schmerzlich von ihm gequält. Umsonst hatte sie unter Thränen seine Knie' umfaßt, umsonst beschwor sie ihn bey der Mutter Grab, ihr die Liebe zum edlen Markohard zu gönnen. Er konnte sich nicht versagen, der grollende Vater, daß er dennoch sein Kind liebe, und um so mehr schloß sich sein Herz auf, jetzt, da er die buhlende Agnes beynahe gänzlich vergessen hatte. Er fieng an, gütiger gegen Adelheid zu seyn; nur durfte sie mit keinem Laut ihrer unglücklichen Liebe gedenken.

Jetzt, da Markohard ohne Sieg, beynahe mit Spott beladen vom Kampfe nach

Hause zog, ward es noch fester in seinem Sinn: es dürfe der Dienstmann nie wieder dem reichen Töchterchen nahen. Dafür gewann der listige Hugo wieder besseres Spiel. Er hatte es veranstaltet, daß bey dem ritterlichen Spiele unter den Frauen eine feine Dirne erschien, die als nahe Verwandte auf Hugo's Burg lebte. Alles, was die Sinnlichkeit reitzendes hat, trug Brunhilde an diesem Tage zur Schau. Dabey that sie heimisch und sittsam, als wollte sie es nicht merken lassen, wie sehr ihr am Beyfall der Männer gelegen sey. Vieler Augen wandten sich von Adelheid, dem Engel der Unschuld, diesem üppigen, weiblichen Bilde zu; auch die Augen Kuno's, des Grafen von Megling. Er nahm von dem Feste den brennenden Wunsch auf seine einsame Burg mit: Traulich mit diesem Weichbilde der Lust zu kosen. Hugo's Erscheinen war ihm daher mehr, als willkommen. Freundlich führte er ihn zum traulichen Becher, er

schwatzte viel — er öffnete sein Herz. Lächelnd bemerkte Hugo des Grafen unüberwindbare Triebe. „Brunhilde ist dein, sagte er endlich, giebst du mir Adelheids Hand.“— Kuno schwamm in Entzücken; aber der Tochter Hand vergab er noch nicht. Erst, sprach er, will ich kosen, dann schenken. — Hugo nahm ihn mit sich auf seine Burg, zum frohen Genusse.

Bald hatte Kuno im Arme seines neuen Liebchens das Glück der Tochter — wohl sein eignes Leben vergessen. Hugo mahnte, der Graf aber zögerte immer. „Dir bleibt dein Glück nicht aus, sprach er, doch will ich jetzt den Genuß des Augenblicks ohne Unterbrechung. Und so verschwanden Monate; Kuno kehrte nur selten auf die Burg zurück, wo Adelheid in ihrer Einsamkeit lebte.

Hans war ein strenger Burg-Voigt; mit eisernem Fleiß vollzog er den Willen seines Herrn. Er hatte die schöne Adelheid als Kind

in seinem Schoose gewiegt, hundertmal hatte sie ihm seinen blonden Bart zerzaust, manches Haar davon in den Wind gestreut. Aber Hans freute sich noch darüber; denn über alles war ihm die Jungfrau lieb. Jetzt, da ihr Auge immer voll Thränen schwamm, da selbst die Rosen ihrer Wangen bleichten, und Adelheid nicht mehr zu gehen, sondern zu wanken schien, fuhr es ihm schmerzlich durchs Herz. Gern hätte er es sich aus dem Leibe reißen lassen, wäre damit dem theueren Mädchen geholfen gewesen; aber — von dem Befehle des Grafen, seines Herrn, Adelheid strenge zu bewachen, wankte er doch um kein Haar. „Laßt, Fräulein! sagte er oft, laßt fahren den Ritter, der euch nicht bescheert ist; ihr grämt euch vergebens. Es giebt noch der schmucken Ritter genug im Lande, eu'rer wohl werth." — Guter Alter! versetzte dann Adelheid; ihr versteht nicht, was lieben heißt, und daß es nur

ein Einziges giebt, was unser Leben zu halten vermag. —

Zu lieben, meinte Hans, verstånd er wohl auch; denn er hatte in seinen guten Jahren manchen Trost in den Augen schöner Dirnen gefunden und Tanz und Sang geliebt; jedoch sah er in Adelheids Augen die Ruhe immer mehr verschwinden, und es ward ihm bange. Willkommen war ihm deßwegen das Erscheinen eines alten Leyermanns, der auf der Burg zusprach, und für einige Tage Ruhe suchte. Mit gebogenen Rücken gieng er einher, ein krauser Bart bedeckte beynahe sein ganzes Gesicht. Aber artige Liederchen sang er; Hans klatschte in die Hände, und gedachte freudig an die entflohenen Zeiten. „Wohlauf, Fräulein! rief er, die Welt ist doch wohl schön! hat so hübschen Gesang, Freuden ohne Zahl." — Aber Adelheid hörte wenig auf ihn, und wandte sich halb unwillig vom Leyermann weg. Da stimmte dieser ein trauriges Lied an,

von

von einer verlassenen Braut und von hoffnungsloser Liebe. Bewegt verweilte die Jungfrau wieder, und als das Lied geendigt war, verfiel sie in tiefe Schwermuth. „Ihr müßt nichts so Trauriges singen," sagte Hans; aber Adelheid meinte, dieß wäre schon recht, und bat den Minnesänger, also fort zu fahren. Er sang daher noch allerley, von treuen Herzen, von Geduld und Ausharren — wohl auch vom Tode der Liebe. — Zuletzt eilte Adelheid schluchzend in ihr Schlaf-Gemach. — Wenn ihr es so macht, sagte Hans verdrüßlich, so bleibt ihr auch keine Stunde mehr in dieser Burg. Der Leyermann versprach es morgen wohl besser zu machen, und also gieng man zur Ruhe.

Die Sonne vergoldete schon die Fenster der hohen Burg, aber in Adelheids Auge war kein Schlaf gekommen. Drückend lastete die Luft des engen Gemaches auf ihr, und im leichten Morgenkleide eilte sie in den Burg-

garten, um mit dem Thaue der Rosen ihre Thränen zu mischen. Im schwärmenden Liebes-Schmerz ergriff sie ihre Laute, und sang:

Keine Liebe meiner Liebe gleich,
Keine Leiden meiner Pein;
Morgen-Sonne, Abend-Röthe,
Und des Mondes stiller Schein —
Alles fesselt mein Verlangen
Und mein Sehnen und mein Herz,
Ach, es bricht, von Gram erfüllet
Und von Liebes-Schmerz.
Wirst du niemals wiederkehren
Meines Lebens schönste Zeit?
In des Jünglings Augen glühte
Himmelswonn' und Seligkeit.
Und der Jüngling ist verschwunden,
Ewig dauert meine Pein;
Nie wird er in meiner Nähe,
Nie in meinen Armen seyn. —

Da rauschte es stürmend aus einer Laube hervor; es war der Leyermann und doch der

Leyermann nicht. Sein Rücken hatte sich gerade gebogen, sein fürchterlicher Bart lag zur Erde. Er selbst sank auf die Knie und strekte seine Arme gegen Adelheid empor. „In deiner Nähe Adelheid, und — wenn du willst, auch in deinen Armen." — Erstaunen und Freude bewegten der Jungfrau Brust; denn sie sah, sie erkannte an dieser süssen Stimme — ihren Markohard.

„Dank dem Himmel, daß ich dich wieder habe!" rief er wonnetrunken aus. Vom reinen Munde sogen die Liebenden die keuschen Küsse, und vergaßen so im ersten Taumel ihres Glückes Welt und Himmel um sich, bis Markohard rief: Himmelswonne! Seeligkeit! —

Adelheids Blicke wurden von Tag zu Tag heiterer, ihre Wangen färbten sich wieder, und daran, so glaubte Hans, müsse ohnfehlbar der alte Leyermann Schuld seyn. Er sang fürderhin keine so traurigen Lieder mehr,

klimperte recht fröhlich, und das Fräulein verlangte es nicht anders. Sie sprang sogar manchmal zu seinen Tänzen, und der gute Burgvogt drückte den alten Graubart vor Freuden darüber an seine Brust; denn er sah doch seine Aleyde, wie er sie nannte, wieder fröhlich und gesund. . . . .

— Die Liebenden benützten die Täuschung des Alten, verlebten einige Zeit die schönsten Morgen- und Abendstunden in zärtlicher Vertraulichkeit, und ließen wohl auch den lieben, stillen Mond Zeuge ihrer Liebe seyn.

Indem er seine Adelheid in den Armen hielt, sprach einst Markohard: „Du meine Heißgeliebte! sieh, mir ist es so wohl in deiner Nähe, aber unter dem süssen Honig, den ich schlürfe, mischen sich bittere Tropfen des Wehrmuths. Ach, ich denke ernstlich daran, daß uns nicht immer so heitere Tage lächeln. Nicht immer werde ich diese Gestalt tragen können; dann muß ich scheiden von dir, und wie ein Rohr

vom Sturme getrieben, weiß ich nicht, wie es uns weiter ergehen wird.“ Adelheid seufzte. Noch einmal, sprach sie, will ich des Vaters Knie' umfangen. Mit heißen Thränen will ich ihn zu bewegen suchen, dir meine Hand nicht zu versagen. „Und wenn alles vergebens?“ fiel ihr Markohard ins Wort. —

Dann, in Gottes Namen! folge ich dir auch ohne den Segen des Vaters zum Altar.

Ach, Liebe! versetzte der Ritter, wir spielen ein unsicheres Spiel. Besser gethan wäre es wohl, wenn wir zuerst uns verlobten und dann den Willen des Vaters einholten. Ist sein Sinn zu erweichen, so wird es an seiner Verzeihung nicht mangeln. Sieh, schon liegt alles bereitet zur Flucht. Nur befestigen darfst du diese Strickleiter am Gitter des Thurms, zuerst will ich die schwarzen Mauer hinunter; du folgst mir, ich trage dich fort zur Köhler-Hütte des benachbarten Waldes; dort harrt

schon seit einer Woche mein treuer Diener Bruno. Noch ehe die Sonne sinkt, sind wir auf meinem festen Schlosse, wo der Burgpfaffe uns den Segen giebt.

Nachdenkend saß Adelheid; sie fürchtete den unbändigen Zorn des Vaters. Flehend stand ihr der Ritter zur Seite.

Während dieses innern Kampfes hörten sie den Thurmwart Gäste verkünden. Es war Graf Kuno, welcher an der Seite Ritter Hugo's heim kehrte in seine Burg. Vor beyder Augen erschien Markohard nicht gerne in seiner Verlarvung; er trauete dem forschenden Auge Hugo's nicht. Er verbarg sich, um auf gefahrlosere Zeiten zu warten.

Graf Kuno hatte bereits in vollen Zügen den Becher der Liebe in den Armen der schönen Brunhilde gekostet; aber immer noch lüstete es ihn mehr darnach; sein Durst schien im Trunke zu wachsen. Hugo glaubte es an der Zeit, den Trunkenen an das gethane Wort

zu mahnen. „Ihr habt gekoset, sprach er; nun ist es Zeit, daß ihr gebt.“ — Kuno wollte noch tausend Hindernisse finden; aber Hugo wurde nicht müde, sie zu widerlegen. Der störrische Sinn Beyder brachte sie bald in einen heftigen Streit, und wahrscheinlich würde es unter den Rittern zum Bruche gekommen seyn, wäre nicht Brunhilde vermittelnd dazwischen getreten. In diesem Zwist würde aber der liebeskranke Kuno bezwungen; noch einmal versprach er, Hugo Adelheid's Hand zu geben; er versprach, mit ihm selbst auf seine Burg zurück zu kehren. „Wann?“ fragte Hugo; und um des Grafen Willen nicht erkalten zu lassen, trieb er ihn so lange, daß sie zur Stunde aufsaßen, und nach Kuno's Veste ritten.

Jetzt waren sie im Burghofe angekommen; aufgeschreckt flog Adelheid in das Schloß zurück, sie zitterte heftig, als sie dem Ritter den Willkomm-Becher reichte. Der Vater sah es,

und lächelte. „Du sollst ihm noch mehr reichen, sprach er, gieb einmal deinem Bräutigam den Pfand-Kuß. — Hugo strich sich den Knebelbart; Adelheid schauderte zurück. Des Vaters Härte wollte sie zwingen; sie sank zu Boden und umfaßte seine Knie.

„Willst du?“ — rief er grimmig; Ich kann nicht, erwiederte Adelheid. — Der Graf stieß die Tochter zur Thüre hinaus; sie wankte in ihr Gemach. Dort ließ sie sich nieder vor dem Bilde der Heiligen und betete. —

Schon nach wenigen Augenblicken eilte ihr der zornige Vater nach. „Ritter Hugo wird mein Eidam, sprach er; ich verkünde es dir zum zweitenmale. Noch heute Abend gehst du mit ihm zum Trau-Altar.“ In Thränen schwimmend, hob Adelheid bittend ihre Hände empor. Vater! sprach sie, erlaßt mir dieses nur; gerne will ich euch in allem andern gehorchen. Und wollt' ihr mir ein gnädiger,

wohlthätiger Vater seyn, o so vergönnt mir, den Schleier zu nehmen. Mein ganzes Leben hindurch will ich gerne vertrauern und für euch beten. Nur mit dem häßlichen Ritter verschont mich.

Da lächelte Kuno mitten in seinem Grimme. Gehorche du nur, sprach er, es wird sich das Uebrige geben." Damit verließ er das Gemach; Adelheid fuhr fort im Weinen und Beten.

Und als die Abendröthe in Westen stand, da kam der Graf wieder zu ihr. „Nun ist es Zeit, sagte er düster; folge mir. Adelheid konnte nicht vom Boden auf; da nahm sie der Vater in seine Arme, und trug sie in die Kapelle. Ohnmächtig lag sie an den Stufen des Altars.

Der ungewöhnliche Lärm lockte den lauernden Markohard aus seiner Verborgenheit hervor. Er sah den Glanz der Lichter, die Kapelle offen, er ahnete düster, erschrack

und wankte hinein. Aber bald kehrte er tod=tenblaß zurück. Kaum konnten seine Knie ihn aufrecht halten. Er hatte gesehen, wie Adelheid, blaß wie ein Leichentuch, an der Seite ihres Vaters lehnte, wie er ihre weiße Hand nahm und sie regungslos in die Rechte des hohnlachenden Hugo legte. Der Pfaff hatte den Segen gesprochen. —

Es wird Wein unter das Burgvolk vertheilt; lustig gieng es im Schloßhofe her. Man wollte tanzen, der alte Hans befahl, den Leyermann zu suchen, daß er ihnen zum Tanze spiele; lange fand man ihn nicht. Ein Knappe zog ihn endlich aus seinem Winkel hervor, wo Markohard beynahe besinnungslos gestanden hatte. Er mußte spielen; aber nur gräßliche Melodien entfuhren seiner Leyer, ohne Zusammenhang tönte sein Gesang. Er hat sich betrunken, rief die taumelnde Schaar, jagt den Narren fort. Spottend erhob sich die Menge; sie hingen ihm die Leyer auf den

Rücken, und unter lautem Gelächter jagten sie ihn aus ihrer Mitte.

Markohard wünschte sich weit weg; er suchte das Burgthor, es war verschlossen. Mitternacht war vorüber. Er taumelte in den Garten. „Adelheid verloren — vielleicht aus Schuld, warum widersetzte sie sich nicht?“ — also dachte er bey sich selbst; dann fuhr er wieder fort: „Aber bin ich nicht selbst der Niederträchtige, der sie in höchster Noth verließ? Doch — wo war mein gutes Schwert, warum mußte ich ohne dasselbe mich in diese Verkleidung stecken? Nicht einmal einen Dolch, um meinen schmählichen Leben selbst ein Ende zu machen!“ —

Immer gewaltiger stürmte es in seinem Innern, er rannte im Garten umher, gleich einem, den der Wahnsinn ergriffen hatte. Fest war es endlich bestimmt: er wollte aus dem Aufenthalte dieses Jammers fort — ohne Adelheid — er wollte entfliehen. Er zog

die Strickleiter hervor, und hieng sie die hohe schwarze Mauer hinunter. Dann befestigte er sie an den nahen Rammen einer Eiche. Jetzt setzte er den ersten Fuß in die grausenvolle Tiefe, hinstarrend in das schweigende Dunkel der Nacht.

Da umklammerten ihn zwey weibliche Arme; erschrocken schauderte er zusammen. Er blickte aufwärts, es war Adelheid. „Freund! sprach sie, auf diese Weise willst du mich verlassen?" — Die übrigen Worte hemmte der Schmerz. —

Vom Altare weg trug man die unglückliche Braut in ihr Schlafgemach. Der Burgpfaffe war um sie beschäftiget, ihr Labung beyzubringen und sie zu stärken. Es gelang ihm, daß er sie, dem Willen des harten Vaters gemäß, an das Gelage brachte, bey welchem Hugo sein Brautmal feyern wollte.

Trunkenheit hatte ihm schon früher die Zunge gelähmt, jetzt überließ er sich dem Weine,

der Heute in reichlichem Maße floß, nur noch mehr. Auch Graf Kuno pflegte seiner Gewohnheit, und glich bis auf weniges dem ausgelassenen Bräutigam, von dem sich die weinende Braut mancherley Unziemlichkeiten gefallen lassen mußte. Doch bestieg Hugo ihr Brautbett nicht; trunken sank er zu Boden, als er sie küssen wollte. Erschrocken sprang Adelheid auf, und eilte unter dem Vorwand, dem Ritter Hülfe zu schaffen, aus dem Saale. Der Vater lachte laut über das einfältige, schüchterne Mädchen, und ließ sie gehen. Adelheid aber flog fort, über die Treppen, über den Schloßhof, in den Garten, und suchte Markohard. Eine Zeit lang wandelte sie umher, sie fand ihn nicht. Aengstlich wurde es ihr, und immer ängstlicher. Schon wollte sie selbst die Strickleiter ergreifen, als sie auch diese nicht mehr an dem bestimmten Platze fand; denn Markohard hatte sie bereits angelegt. Verzweiflung trieb sie weiter, trieb sie an die Mau-

er hin, wo Markohard bereits seine Flucht bereitet hatte. Flüchtig schoß ihr der Gedanke durch den verworrenen Sinn, sich hier hinunter zu stürzen, als sie plötzlich ihren Geliebten erblickte.

„Du bist Hugo's Weib" — sagte er düster, indem er noch einmal in die Höhe stieg; „du darfst mir nicht mehr folgen, Weiber-Raub soll nicht auf meinem Namen lasten." — Erstaunt, trostlos stand Adelheid. Sie umschlang den Ritter mit ihren weichen Armen, sie weinte an seiner Brust. — Hugo ist mein Gemahl nicht, sagte sie, wenn Markohard will. Oder liebst du mich nicht mehr, mein Einziger? — Sieh, ich will das Vatershaus verlassen um deinetwillen; rein komme ich zu dir; Hugo hat keinen Theil an mir. Lag meine Hand in der Seinigen, was konnte ich Ohnmächtige wehren? Was widerrechtlich ein Priester band, kann dieß rechtlich kein anderer lösen? —

Träumend stand Markohard noch. Es standen die Zweifel vor den Worten der holden Braut, wie der Thau vor den Blicken der Sonne; mit Macht richtete sich die Liebe in seinem Herzen empor: „So laß uns eilen, sprach er, begünstigt vom Schatten der Nacht wird uns die Flucht gelingen.“ — Er faßte Adelheid in seine starken Arme, und stieg mit ihr die gefahrvolle Leiter hinunter.

Glücklich hatten sie bereits die Tiefe erreicht, als sie im Schloßhofe Getöse vernahmen. Fackeln wandelten bald in dem Garten, es ward ihnen deutlich, daß es ihnen gelte. Eilig machte sich deswegen Markohard mit seiner Geliebten davon, über Moos und Feld in den Wald, und über den steinigen Berg. Ermüdet sank Adelheid am Fuße desselben zu Boden. Der Ritter wollte ihr einige Ruhe vergönnen; schon wurde es am Morgen-Himmel heiterer, der Tag war nahe. Da hörte er Hundegebell auf dem Wipfel des Berges und

menschliche Stimmen begleiteten dasselbe. Es war klar, daß man ihre Spur verfolge. Die Angst gab ihm Stärke; er lud die schwache Braut auf seine Schulter, und wie ein verfolgtes Reh lief er feldeinwärts der Herberge zu, wo die Knappen seiner harrten. Zum Glück war diese nicht mehr ferne, glücklich erreichte er sie, aber seine Verfolger folgten ihn auf dem Fuße nach. Er weckte eilig die Knappen, und ließ die gesattelten Pferde aus dem Stalle ziehn. Auf eines derselben legte er die Geliebte; er selbst ergriff schnell Panzer und Schwert, und setzte sich auf das andere. Eben wollte er weiter fliehn, als ihm ein Troß von Kuno's Leuten entgegen kam, an der Spitze derselben Hugo vor Wuth schäumend, wie sein gejagtes Roß.

Der junge Tag blitzte bald in den gezogenen Schwertern, es begann ein wüthender Kampf. Die Trunkenheit machte Hugo auf seinem Pferde oft wanken, Markohard ward bald

bald Meister über ihn, ein Schwertstreich streckte ihn zu Boden und fluchend gab er den Geist auf.

Im Augenblick war auch Graf Kuno herbei geeilt; die Seinigen hatten, von Furcht bey Hugo's Fall ergriffen, bereits das Weite gesucht. Markohard befahl seinen Knappen, den Alten, welcher allein wüthend vordrang, aufzuhalten, indeß er mit Adelheid davon flog. Der Fluch des Vaters donnerte ihnen nach. —

Seine Diener kamen endlich wieder, und suchten ihn; Markohards Knappen eilten davon. An der Seite von Hugo's Leiche kehrte Kuno in sein einsames Schloß zurück, ewige Rache schwörend dem Räuber seiner Tochter.

Triumphirend zog Markohard in sein hohes Schloß ein. Noch am nemlichen Abend war die Burgkapelle festlich beleuchtet, Hugo's Band hatte der Tod gelößt, und im Rausche der Liebe ward die Brautnacht gefeyert.

Während dem Neuvermählten die Flitterwochen wie Augenblicke vergiengen, rastete Kuno nicht, das Verderben seines Eidams zu bereiten. Er ritt von Schloß zu Schloß, und forderte seine Sassen auf, daß sie mit ihm den Räuber und Mörder züchtigten. Er vergaß über diese Rüstungen selbst seine Liebschaft; seit Hugo's Tod hatte er Brunhilde nicht mehr gesehen. Als er aber eines Tages vor Agnes Schloß vorüber zog, da wandelte ihn die alte Lust wieder an, bey ihr einzusprechen. In traurigen Tönen hörte er den Thurmwächter seine Ankunft melden, und als die Zugbrücke niedergerollt war, sah er, wie man eben über das Innere des Schloßhofes eine Leiche trug. Zwey Jünglinge begleiteten sie, in die tiefste Trauer versunken. Graf Kuno blieb erstarrt vor dem Burgthor; die Frage war ihm auf der Zunge erstorben. Aber die allgemeine Trauer ließ ihn ahnen, welche Sterbliche hier den letzten Weg wandle: es war Agnes. —

Er wollte wieder zurück, aber sein Herz trieb ihn vorwärts. Er stieg vom Pferde, wankend begleitete er den Zug. Die alte Liebe erwachte, sie trieb ihn an Agnes Sarg, es verlangte ihn, sie noch einmal zu sehen. Man erfüllte seinen Willen, der Deckel ward abgehoben. Kuno fuhr mit Entsetzen zurück. Da war keine Spur von Agnes Schönheit mehr, alle Züge waren gräßlich entstellt; denn sie hatte im Wahnsinn geendet. —

Von dieser Stunde an war Graf Kuno in tiefen Schmerz verfallen. Seine Kraft war gebrochen, er wankte zusehends seinem Ende zu. Am liebsten hatte er noch die beyden Söhne der unglücklichen Agnes um sich; sie mußten ihm tausendmal sagen, daß sie an ihm nicht den Tod ihrer Mutter rächen wollten. So sehr er selbst der Vergebung bedurfte, so wenig war er doch geneigt, zu vergeben; unversönlich blieb er gegen Markohard und Adelheid, es freute ihn, zu hören, daß der

Ritter mehrere in seine Burg eingeritten waren, die Fehde gegen den Eidam zu bestehen. Seine letzte Kraft raffte er zusammen, um an der Spitze derselben gegen ihn zu ziehen.

Als schon der Tag zum Aufbruch bestimmt war, siehe da kam ein Bote des Kaisers; er brachte Urfehde mit, wie damals in allen deutschen Landen geschehen. Es sollte nicht mehr ein Ritter gegen den andern ziehn, des Faustrechts Frevel sollten vertilgt seyn auf ewig. —

Des Kaisers Gebot war strenge, schändliche Todes-Strafe ward dem Uebertreter verheißen. Die Ritter zogen allmählig auseinander; die vereitelte Rache warf Kuno auf das Sterbebette. Auch hier blieb sein Sinn unverändert; nichts konnte ihn vermögen, die Tochter zurück zu rufen. Große Güter vergabte er an Agnes Söhne, welche in den letzten Augenblicken immer um ihn seyn mußten.

In der Stunde der Mitternacht rief er sie an sein Bette, noch einmal bestättigte er ih-

nen seine Schenkungen; dann aber nahm er ihnen knieend den fürchterlichsten Eid ab, seine Leiche nicht eher zu begraben, bis sie — es sey auf welche Weise es wolle — sein Schwert mit dem Blute Markohards gewaschen. — Er zog mit der letzten Lebens-Kraft das Schwert aus der Scheide; die Jünglinge knieten nieder, sie stammelten den gräßlichen Schwur. —

Als die Morgenröthe über die Gipfel der Berge stieg, war Graf Kuno mit einem Fluch über seine Tochter verschieden. Nach einigen Tagen kam die Kunde von seinem Tode zu Adelheid. Redlichen Herzens trauerte sie an ihres Gatten Seite um das Leben desjenigen, dem sie das ihrige verdankte. Seinen Fluch vergalt sie mit Segen. Aber vergebens waren ihre Gebete, den zürnenden Geist zu versöhnen. Vaterfluch wäscht keine Reue und keine Buße ab. Die erste Strafe empfand Kuno's Tochter bey dem Anblick ihres Markohard; seit des Todes-Botschaft war

er von düsterer Ahndung befangen; einem Schatten gleich gieng er umher; selbst in den Armen seines jungen Weibes fand er keine Ruhe mehr.

Zwey Monden waren verflossen, seit er Hugo erschlagen; auch dessen Tod lastete schwer auf seiner Seele, obwohl er sagen konnte: es war Selbstvertheidigung. Starb doch der Unglückliche in seinen Sünden dahin. Oft um Mitternacht schreckte er von seinen Träumen auf; er schien das Racheschwert zu ahnden, welches über seinem Scheitel schwebte.

Adelheids Leiden fiengen an, die schönen Stunden der ersten Ehezeit zu verdrängen; sie vergaß nun nicht mehr den Fluch des Vaters. So viel als möglich verbarg sie das weinende Auge vor ihrem Markohard, dessen innere Unruhe von Tag zu Tag zunahm. Er suchte die Einsamkeit, und die Einsamkeit ward ihm zur Hölle; er floh in das Dunkel der Wälder, er jagte das Wild; kein wilder Geist jagte ihn selbst.

Agnes Söhne benützten trefflich die Schenkungen des alten Kuno. Sie nahmen eher mehr, als weniger, und da Adelheid ihre Rechte, als Tochter und Erbin, mit Nachdruck geltend zu machen suchte, so faßten sie, ausser dem Schwur, den sie in die Hand des sterbenden Grafen legten, gegen Markohards Haus einen tödtlichen Haß. Tigern gleich, welche im Verborgenen auf ihre Beute lauern, schlichen sie Tage lang in den Wäldern umher. Es gelang ihnen endlich, die Spur ihres Gegners zu finden.

Von seinem Jagd-Gefolge getrennt, setzte Markohard auf flüchtigem Roße einem pfeilschnell fliehenden Hirsche nach. Eine Felsenwand machte auf einmal seinem Verfolgen ein Ende, und plötzlich sprangen von beyden Seiten zwey verlarvte Mörder hervor. Eh' sichs Markohard versah, ward er vom Pferde gerissen; die Spitze des Schwertes tauch-

te sich in sein Herz; viele Wunden bedeckten schon seinen Leib, als seine Hunde zuerst, dann sein Gefolge herbey kam, ihren Herrn zu suchen. Die Mörder flohen, und wenn sie auch keinen Rächer mehr fanden; ihre Strafe trugen sie im Innern davon. —

Adelheid wurde heute so bange in der weiten, verlassenen Burg. Aengstlich trieb sie ein inneres Wesen umher; sie konnte es nicht mehr aushalten und gieng, von einem Diener begleitet, ins Freye.

An der Gränze des Waldes wollte sie ihren Gatten empfangen, und als sie nahe dahin kam, flogen zwey Reiter vor ihr vorüber; sie schwangen ein blutiges Schwert. —

Adelheids Knie brachen, sie sank dem Diener erbleicht in die Arme, und als sie von ihrer Ohnmacht erwachte, da trugen die Knappen aus der Tiefe des Waldes eine Bahre von Laub; darauf lag ihr blutender Markohard.

Ein Schrey des Entsetzens entfuhr ihrer Brust; man setzte die Trage nieder, sie fiel über den Blutenden her. „O, Vater-Fluch!" rief sie, und weckte mit ihrem Geheul noch einmal die sterbenden Sinne des tödtlich Verwundeten. Er streckte mit Mühe die Hand gegen sie aus. „Verloren, rief er mit schwacher Stimme, verloren auf ewig, wenn du nicht meinen Schatten versöhnest. Keine Rache, Friede bedarf der Geist, wenn er in jene Gefilde tritt. Stifte du für mich den Frieden auf Erden — ein Kloster" — Hier schwanden neuerdings seine Sinne, eine lange Ohnmacht schien sein Leben zu verschlingen. Aber noch einmal öffneten sich seine Augen, und sein bebender Mund hauchte leise: „Schwöre mir!" — Adelheid schwur: „In ewigen Zeiten sollen für dich Gebete schallen, Inniggeliebter! Reine Seelen bitten für dich, daß Ruhe und Trost deinem Geiste werde."

Markohard nickte noch einmal freund-

lich: sein Auge verdunkelte sich, es brach, und in Thränen zerfloß die trostlose Wittwe.

Adelheid ward nie mehr glücklich. Ihr ganzes Leben durch seufzte sie: „o Fluch des Vaters!“ — sie suchte das Glück der Ehe noch an der Seite zweyer Gatten, aber sie scheint es nicht gefunden zu haben. Ihr dritter Gemahl, Beringer von Sulzbach lösete erst den Schwur seiner Gattin, welchen sie dem sterbenden Markohard gethan. Er vollführte erst zwölf Jahre nach Adelheids Tode den Bau des Klosters Baumburg, nicht weit von der Salzach still rauschenden Wogen. Bis dahin stand ihre Leiche unbegraben. Von dort an aber fand ihr Leib Ruhe in dem Grabe, von dem noch am heutigen Tage ein uralter Mahl-Stein Kunde giebt. Jenseits wird sich der Fluch des Vaters gelößt haben; denn gesegnet ist alles, was in dem Schooße des Herrn ruht. —

* * *

Die Sonne war inzwischen gesunken, und die Abend-Glocke tönte vom Kloster-Kirchthurme. Der Alte schwieg; denn seine Geschichte war geendet. Er nahm die Mütze ab, und betete mit gefalteten Händen. Die Jünglinge beteten mit ihm.

Freundlich lud er sie dann ein, in das Kloster zu gehn, dessen Mitglied er vormals gewesen. Die Jünglinge folgten, und genoßen im Vorgemach des ehemahligen Convents einen Labetrunk. Sie ließen sich es wohl gefallen, als der gute Greis sie einlud, hier zu übernachten. Manche Träume der Vorzeit umgaukelten ihre Sinne.

Am andern Morgen führte sie der Greis im weitschichtigen, ödem Gebäude herum. *)

---

*) Kloster Baumburg wurde mit den andern Klöstern in Baiern säkularisirt, und die schöne Kloster-Oekonomie befindet sich jetzt in weltlichen Händen.

Sie bestiegen die Höhe des Thurms, und hier zeigte er ihnen die weiten blühenden Fluren umher, welche die ersten Bewohner des Klosters aus einer öden Wildniß in einen üppigen Zustand umgeschaffen hatten, welche dann der Segen der Nachkommen ward. — Dann zeigte er ihnen das Bethaus, wo die Seelen der Stifter durch das Gebet frommer Dulder mit Gott versöhnt wurden; endlich auch die Gruft Adelheids und ihrer Gatten.

Sie verließen dankend den Greis, und kehrten in die weite, schöne Welt zurück. Die Sage von der Stiftung des Klosters Baumburg behielten sie Zeit ihres Lebens im Gedächtnisse, erzählten sie ihren Kindern und Enkeln, und so erhielt sie sich bis auf unsere Zeit.

Baierische Volks-Sagen

romantisch erzählt

von

Hogart Willing.

Zweites Bändchen

Nürnberg und Leipzig
Verlag von C. H. Zeh.
1 8 2 6.

Inhalt.

Seite

Baierische

Volks-Sagen.

Erzählt
von
Hogart Willing.

Zweites Bändchen.

Die Gans.

Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert.

1.

Das Pfandrecht.

Wo glänzt der Stern, der deinem Leben
All seine Richtung gibt?
Der Stern, wo man das Höchste liebt? —
Zur Venus nur darfst du den Blick erheben.

Die kleinsten Dinge gaben oft schon Veranlassung zu den größten Begebenheiten. Der Zankapfel, welcher Troja's Zerstörung veranlaßte, war inzwischen ungleich wichtiger, als das Strumpfband, welches dem brittischen Hosenband-Orden den Ursprung gab. — Unsere Gans spielt eine ähnliche, aber, dem Himmel sey es gedankt! nicht so gefährliche Rolle. Sie zerstört nicht, sie verbindet nur die Herzen mit Liebe und Eintracht.

Im vorigen Jahrhundert hatte noch das uralte Städtchen Erding das uralte Recht, die großen Moor-Plätze einzig und allein beweiden zu dürfen, welche längs des Flusses, der nicht ferne, oft schon verheerend die Gegend durchströmt hatte, sich mehrere Meilen weit ausbreiteten. Armseliges Futter und ungesunde Luft waren die schlechten Früchte dieses unwirthbaren Landes; aber die Einwohner des Städtchens waren so sehr auf den Alleinbesitz ihres alten Rechtes versessen, daß es schien, sie wollten eigentlich nur das Recht, nicht aber einen Nutzen von der Sache; denn nichts geschah von ihrer Seite zur Verbesserung des Bodens. Vielleicht hatten ihre Voraältern dieses Recht gegen benachbarte Gemeinden theuer bestritten; denn noch betrieben sie mit dem größten Eifer die Handhabung desselben. Besonders übten sie das Pfandrecht, nur Schade, daß die öde Steppe zu groß, gleichsam ihren Augen unübersehbar war. Aber

in ihrem Angesichte durfte es niemand wagen, auch nur eine Henne auf diesem Boden kratzen zu lassen. An den erntferntesten Plätzen geschah es freylich, daß Pferde und Kalben lustig herumstiegen, und mit hungriger Zunge das karge Futter ableckten. Wenn dann mancher Bürger des Städtchens diese Beeinträchtigung sah, da er eben zum Jahrmarkt eines benachbarten Ortes gieng, oder nach Oettingen zur heiligen Mutter wahlfahrtete, da giengs denn freylich nicht ohne Aerger ab, und bei der Zurückkunft wurde bey manchem Kruge Bier von dieser Sache gesprochen, und im ersten Grimme ward oft bittere Fehde den Frevlern — Schweinen und Ochsen — geschworen. Auch war es gewöhnlich, daß jährlich ein Schwarm von Städtern plötzlich auszog, die Weidenden über der That erhaschte, und sie im Triumphe zur Stadt führte. Wohl setzten sich manchmal auch die Eigenthümer der Pfänder zur Wehre, weßwegen es gewöhn-

lich war, daß man sich gegenseitig bewaffnete.

Nun aber, seit des grausamen Trenks wilde Panduren, seit bösartige Hummeln Baierns friedliche Fluren verwüstet hatten, war schon ein Jahrzehend vergangen, während welcher Zeit das Recht der Pfändung nicht mehr gehandhabt wurde. Natürlich hatte sich auch seit dieser Zeit der Unfug gräulich vermehret — dieß sah doch Alt und Jung, und jedes meynte, nun da der Friede ins Landgetreten, müsseman auch wieder zu dem Seinigen sehen.

2.

Der Herbstabend.

Und munter wurd' es jetzt im Kreis der Zecher;
Der Trunk beflügelte das Wort.
Es strömt vom Herzen fort,
Und Redlichkeit ist das Signal der Sprecher.

Es war im September. Im blauen Bock, dem vornehmsten Brauhaus des Städtchens gab es zur Noth noch Sommerbier — für honorige Gäste. Da glich aber auch am Abende die weite Zechstube einem Bienenhause; wer in die Mitte der Schwärmenden, Lärmenden trat, hörte, wie man zu sagen pflegt, nicht sein eignes Wort.

Weiß geschürzt, mit einer breiten Tasche behangen, fragte das Keller-Mädchen von Ti-

sche zu Tische nach leeren, zu füllenden Krügen; denn hie und dort klappte einer derselben. Freundlich begrüßte die Bräufrau, ein Silber-Geschnür am Hals und an dem gerundeten Busen, einen Bund großer Schlüssel zur Seite, die Nachbarn, Hansen und Kaspar; oder sie sagte dem Martin, der genügsam und nüchtern schon nach Hause gieng, „Behüte dich Gott!" und lud ihn ein, bald wieder zukommen.

Wie theuer das Korn sey, und ob die neue Saat schon bestellet, dieß sagte man sich an diesem und jenem Tische. Mit dem Brauherrn wurde eine Lieferung auf Gerste verabredet; denn er wollte schon mälzen in kommender Woche; oder man verhandelte Ferklein zur Mast und zu Würsten auf den heiligen Christtag.

Gewichtigere Worte wurden gewechselt in einer Ecke der Stube: es galt der Politik. Dem einem wurde der Friede nicht recht geschlossen, während ein anderer glaubte, es wäre gar kein Friede, sondern nur ein Stillstand

der Waffen. Auch die Steuern wurden beredet, um die der Beamte sie quälte. Ein Graubart erhob sich hierauf — ihn ziert' im Gesicht eine Narbe. Von der Vorzeit sprach er, und von den Heldenthaten der Alten. Auch Wunder floßen mit ein, und alles saß um ihn mit geöffnetem Munde.

Aber weit wichtiger wurde im Hinterstübchen des Bräuhauses verhandelt. Hier galt es nicht Gerste und Holz, nicht Krieg oder Plunder. Den Ruhm des Städtchens galt es, und dessen eiserne Rechte. Da saß Meister Goldschmid, des Ortes regierender Bürgermeister; um ihn die Innern und Aeußern des Rathes, dann der Bürgerschaft anderweitige Häupter, der Kämmerer, Stadtschreiber, und im schwarzen Rocke der Ludimagister.

Es galt dem Mißbrauch der Weide — man wollte wieder zum Pfandrechte schreiten; denn der Frevler Kühnheit war seit den Tagen der Aernte aufs Höchste gestiegen. Lief doch ein fremdes, verirrtes Schaaf erst gestern — bey-

nahe bis zum Stadtthor! Da ward dann freilich mit einem Munde, dem Beyspiel der Vorzeit getreu, mit bewaffneter Faust, ein Zug nach dem Weidgang beschlossen.

Es meinte Johann, der Weber, gleich morgen sollte der Aufbruch vor sich gehen, denn er hatte Linnen und Wolle verwebt, und nichts mehr zu arbeiten. Doch dieß war dem Kirschner nicht recht; er hatte eben Felle zu beitzen, zu Hauben für den kommenden Winter, und wie's diesem ergieng, so giengs manchem Zünftlinge noch.

Endlich that des Bürgermeisters Hoheit den Ausspruch: Morgen! — und Morgen! rief die Mehrheit bejahend. — Gleich wurde nach Kaspar, dem Rathsdiener geschickt — halb ahnend, halb lächelnd erschien er. Und nun empfing er, mit entblößtem Haupte an der Thüre stehend den Auftrag, mit dem grauenden Morgen zum Feldzug alles zu sammeln, was mannbar und waffenfähig sey; denn auch nicht eine Feder oder Klaue sollte geschont werden.

3.

Der Feldzug.

Es scheint die ganze Welt zum Krieg geschaffen:
Im Streite liegt die ewige Natur;
Es kriegt der Mensch in Städten, und auf der Flur.
Und jedes Thier trägt seine Waffen.

Allein, was dort in des Brauhauses Hinterwelt verhandelt wurde, das vernahm unglücklicher Weise ein horchendes Ohr. Mit Recht wird gesagt, auch die Wände haben Ohren.— Das Ohr verrieth es der Zunge — die Zunge plapperte es weiter von Mund zu Mund, in der ganzen, vorderen Schenke, daß die zechenden Nachbarn alle wußten: Morgen, mor-

gen geschieht der Pfandzug der Städter: — Und in kurzer Zeit war des Brauherrn große Stube geleert, alles eilte nach Hause, alles besorgte noch in der Wirthschaft, daß das Vieh von der Weide nach Hause getrieben wurde, und wohl im Stalle verwahrt blieb. Manches Böcklein, das sich zu weit von der Heerde verstiegen, hatte man erst in grauer Mitternachts-Stunde gefunden.

Auch im Städtchen war alles früh zur Ruhe geeilt, Muth und Stärke für den kommenden, heißen Tag im Arme des Schlafes zu holen. Deßwegen war aber auch schon alles rege — sogar manches Kind in der Wiege, als nur ein kleiner, goldner Saum den jungen Tag verkündete. Nicht so auf den benachbarten Fluren. Dort schlief fast noch alles, Kuh und Kalb, auch die Gans, die Heldin des Tages.

Und als der Sonne erster Blick auf die bethauten Fluren fiel, da glänzte schon der

Zug der Städter in seinen manigfaltigen Waffen. Alte, verrostete Spieße waren noch die vornehmsten Wehre; wer diese nicht hatte, nahm Heu-Gabel oder anderes Geräthe. Nur der Anführer — ein wackerer Scheerenschleifer, hatte ein langes Schießgewehr; doch um Gefahr zu vermeiden, war es nicht geladen. So zog man dahin auf dem weiten Moor-Grunde, schwatzend und lärmend zuerst — zuletzt etwas gemächlicher und stiller: denn schon hatte man eine Stunde lang gestreift, und so weit das Auge nur sah, war keine Klaue, keine Feder zu sehen. Nicht wenig waren deßwegen alle Männer verlegen. Man hatte sich so viele Beute geträumt, einen schönen Triumph, und nun war alles eitel. Daß gestern noch ganze Truppen von Vieh hier und dort geweidet hatten, dieß wußte man wohl, dieß hatten Meister Leist und Meister Nadel gesehen; warum aber heute auch nicht ein Stücklein zu finden, gerade heute, am wichtigen Ta-

ge der Pfändung, dieß blieb ein unauflösbares Räthsel.

Wohl mochten die Helden sich schämen; scheu mieden sie den Anblick der Dörfer, und zogen ferne davon, über Gräben und Pfützen dahin, bis am Mittage schon die Sonne stand. Da meldete sich der durstige, hungere Magen. Wohl mancher hatte sich versehen mit Schwarzbrod und Wurst; doch stärker ward immer der quälende Durst. Hier in den Steppen gab es auch nicht einen Tropfen genießbares Wasser. Heimlich sandten sie also den Nachtwächter zum nächsten Dorf in die Schenke, daß er Dünnbier hole, aber selbst nicht unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit sage, wohin und für wen. Glücklich schleppte er auch ein paar schwere Krüge herbey, und nun frohlockend lagerte sich unter einer Wachholderhecke die lechzende Heerschaar.

Als Durst und Hunger gestillt waren, da kam auch Muth und Verstand zurück in die

Köpfe

Köpfe der Häuptlinge. Man sann und berathete sich, und eine Kriegslist wurde am Ende beschlossen. Man wollte sich zertheilen; je einzeln sollte der Mann in verschiedenen Richtungen stillstehend lauern; denn man merkte wohl: die Sache sey verrathen. Vielleicht daß die Nachbarn, wenn sie keine Gefahr mehr fürchten zu müssen glaubten, veranlaßt würden, ihr Vieh wieder zur Weide zu treiben. „Holla!" ihr Feldgeschrey, sollte sie wieder versammeln.

So giengs, und jeder zog einsam auf eine entlegene Stelle; sorgfältig verbarg er sich und die Waffen.

4.
Die Gans.

Wie freuet nicht das süsse Wiederfinden
Groß oder klein;
Es scheint der Freude Kind zu seyn,
Daß sich Dinge nicht einander binden.

Aber die Nachbarn ringsum trauten weislich nicht dem Land-Frieden. Sie hatten den Zug am frühen Morgen schon gesehen, gesehen das Blitzen der Waffen. Sorgsam bewahrten sie im Stalle das Vieh, so ungeduldig dieses auch wieherte und muh'te. Jeder zählte Stück für Stück die Anzahl der Schaafe, der Gänse; und siehe! nach vollkommner Zählung ergab sich, daß im Stalle des Wirths zu Aschheim eine Gans fehlte. Lise, die Tochter, hatte die

Heerde am vorigen Abend, als die Kunde ergieng, selbst von der Weide getrieben: doch war es schon Abend und sie schloß den Haufen der Gänse ungezählt in den sichern Stall. Nun schmähte die Mutter gewaltig. „Hast du die Gans, die gute, schon halb gemästete, im Stiche gelassen, so suche sie auch, und schaffe sie mir wieder.“ — Mutter war böse; die saubere Lise hatte schon vieles erduldet bey kleinen Versehen. Sie gieng, das verlorne Gänslein zu suchen. Doch wer kein geweihtes Salz auf verlorne Sachen streuen kann, der suchet sich müde und vergebens, weil, wie man sagt, der — Gott sey bey uns — die Pfoten verbergend darüber hält. Darum, wie weit auch Lise gieng, wie sie auch forschend sich umsah, kein Gänschen war auf der weiten Stoppe zu sehen. „Ach, hätte nur Lise gewußt, was wir in dem Augenblick wissen, daß die Gans, wohlbehalten und still, vor dem Froste der Nacht gedeckt, in einem Dor-

nengesträuche versteckt lag. Auch da es tagte und sich die Sonne schon gewendet hatte, lag sie noch, und schlief; die Einsamkeit mocht' ihr behagen. Den gelben Schnabel, die rothen, niedlichen Aeuglein hatte sie unter den Flügel gesteckt, als ein Geräusch die Schlummernde störte. Sie richtete leise den Hals auf: Siehe, da lagerte ein Kriegsheld des Städtchens sich zur Seite des Busches; daran lehnte er die rostige Lanze. Schon wollte die Verborgene entfliehn; doch da der Mann ganz still sich verhielt, und nur ein Stück Brod aus der Tasche hervorzog, so blieb das Gänschen auch ruhig. Jetzt legte er ein Stückchen geschnittenes Brod sich zur Seite; denn er wollte mitunter eine Prise Taback sich erlauben. Das Gänschen, gewohnt, entfallene Brocken zu suchen, kroch jetzt eilig hervor, und verschluckte gierig den Brocken.

Erschrocken Anfangs war der sorgenlose Held; nun aber, da er nichts weiter, als die Gans sah,

hob eine großmächtige Freude sein Herz. „Gefunden! rief er; hier ist der Frevler, ihr wackern Gesellen!“ — Und „Holla!“ erscholls rings um auf der Heide; die Männer traten zusammen. In ihre Mitte schleppte der glückliche Finder die schreyende Gans. —

Mit ihr fast zu gleicher Zeit trat die unglückliche Lise in den Kreis der Städter; denn sie hatte den Liebling der Mutter — die Gans von ferne schreyen hören, und zweifelte nicht, welches Schicksal nunmehr die Unselige treffe. Flehend bat sie, ihr dieselbe zurück zu geben — sie schilderte mit Rührung den Zorn der Mutter, wenn sie ohne das gute Gänschen nach Hause käme. Allein bey den eisernen Herzen der Helden war so ein Flehen vergebens. Es war nun einmahl der einzige Fund, er mußte vergelten den Schweis des Tages — die Gans war das Zeichen ihres Sieges bey der festlichen Rückkehr ins Städtchen.

9.

Der Triumph.

Du mußt dem Niedern wie dem Höchsten dienen;
Der Kampf ist immer heiß,
Doch wird dem Tapfern auch der Sieg zum Preis —
Wer will nicht mehr, als eine Gans! gewinnen? —

Vergebens also waren des Mädchens Thränen. Sie bot ihnen den doppelten Werth des Thieres als Lösegeld, sie spendete schmachtende Augen auf die Wärter der Gefangenen; allein die Barbaren verstanden sich schlecht auf die Sprache der Rührung. Es war einmal beschlossen, die Gans zum Gegenstande ihres

Triumphes zu machen; denn schon hatte sich die Sonne geneigt, und keine Hoffnung blieb zu einer fernern Beute mehr übrig.

Aber auch Lise hatte beschloßen, der Unglücklichen zu folgen, in welches Verhängniß es sie auch führen möge. Man hatte ihr jedoch schon den Trost gegeben: nach dem Einzug ins Städtchen könnte sie das Thier gegen das Pfandgeld wieder erkaufen. Also folgte Lise dem Haufen der Männer; mit niedergeschagenen Augen, stumm und trauernd gieng sie neben der gefangenen Gans her.

Als man nahe kam den Thoren der Stadt, steckten die Sieger weiße Tücher und Laubwerk auf ihre Picken und Stangen, und ordneten einen feyerlichen Zug. Die Gans und Lise führten sie wohlbewacht in ihrer Mitte. Schon hatte sie von ferne der Wächter des Pfarrthurmes erblickt; eilig stieg er nieder zur Stadt, und gab Kunde von der glücklichen Rückkehr der tapferen Streiter. Da versammelte sich Jung

und Alt, Hohe und Niedere auf dem Marktplatze. Der Bürgermeister, an der Spitze der Männer des Raths, zog den Kommenden bis vor das Thor entgegen. Der Trommler der Stadt wurde bestellt, und mit seiner Trompete der Thürmer. So wurden mit Lärmen und Jauchzen die Helden empfangen. Einige Mädchen streuten Blumen auf die Wege, auf welchen man mit der Gans einherzog; ringsum schwärmten jauchzend die Knaben. Und so gieng der Zug durch das Städtchen; aus seiner Bude guckte der Krämer, vom Lehnstuhl eilte der Großvater an das Fenster; vom Rocken liefen die Mägde, alles sah und bewunderte den Sieg der stolzirenden Männer.

Aber unter dem Taumel dieser Freuden, im Triumph dieses Festes war allein traurig die Tochter des Wirthes von A., die unglückliche Lise. Mit Schamröthe bedeckt schlich sie neben der Gans her. Wahrlich, wäre die Mutter nicht gar so hart gewesen, sie hätte diesen Triumphzug nicht

ausgehalten: sie wäre ohne das Gänschen nach Hause gekehrt. Tief ihre Augen zur Erde geheftet, schlich sich von Zeit zu Zeit eine Thräne über die Rosen der Wangen, und ein Seufzer hob die schwellende Brust, der aber in dem Getümmel lautlos verhallte. Nur einmal wollt' es der Zufall, daß sie den Blick erhob, als sie vorübergieng am Brauhaus zum blauen Bocke.

6.

Der Blick.

O Auge, Spiegel jeder Seele!
In dir liegt der Genuß!
Du bringst den Himmel uns zum Gruß,
Und blickt die Lieb' — im Grabe wird's noch
helle.

Erst nachdem alle Gassen der Stadt durchzogen waren, und am Rathhause von den Geschwornen das Corpus delicti wohl betrachtet war, entließ man dasselbe gegen das Pfandgeld. Jedoch hatte zuvor fast jeder der Städter, welcher den Feldzug mitgemacht, der Gans eine Feder entrupft, um auf dem Hut mit derselben prangend, das Gedächtniß der Thaten des Tages zu feyern. -- Alles gieng sodann

auseinander; die Helden erlabten sich bald von den Mühen im braunen Safte der Gerste. Während dieser Nacht und auch noch lange nachher war dieser Sieg ihr Gespräch und ihrer Rede Triumpf. Daß des Tages Gedanken auch auf die Enkel gekommen, bewährt die Sage der Nachwelt.

Aber diese Sage der Nachwelt schaukelt auch fort auf seinen bewahrenden Fittigen ein unbedeutendes Ding: den Blick Lisettens zum Brauhaus des blauen Bockes. So unbedeutend die Gans, so zufällig ihre Gefangenschaft war: so veranlaßte sie doch den großen Triumph; und der Blick —— auch dieser war Grundstoff zu reitzenden Folgen. Denn er war auf kein dürres Erdreich gefallen; ihn hatte, gelehnt an die Schwelle der Pforte, der Brau-Sohn, der junge, wackere Robert gesehen. Ihn deuchte, noch kein Auge so glänzend gesehen zu haben. Möglich, daß eben ein Strahl der sinkenden Abend-Sonne eine fal-

lende Thräne vergoldet hatte, obwohl Lisettens Blicke eben kein fremdes Feuer bedurften, um warmen Herzen zu leuchten. Und warm war Roberts Herz, weich und empfindsam. Daher nicht zu wundern, daß sogleich die helle Flamme in ihm entzündet wurde.

Gedankenvoll blieb er noch stehen, als schon der Zug vorüber war. Der schlanken Gestalt, des sanften, geduldigen Mädchens gedenkend, konnte er sich unmöglich des himmlischen Wunsches, sie wieder zu sehen, erwehren.

Als nun Lisette, frey von Verfolgern, die theuer erkaufte Entführte im Arm, zurückgieng durch die Gassen der Stadt: da kam sie auch wieder an dem sinnenden Robert vorbey. Wie vom Schlafe erwacht, glaubte er nun seine goldnen Träume erfüllt zu sehen: er sah des Mädchens nußbraune Locken, den niedlichen Fuß, das sanfte Gesicht — ihn zog ein wunderliches Gefühl zu ihr hin.

„Willst du, Mädchen! so sprach er, nicht

einige Zeit bey mir weilen? Sieh, deine Zunge ist trocken, es dursten die rosigen Lippen. Ich bringe dir schnell den kühlenden Trank; denn weit ist noch und halb dunkel dein Rückweg. —"

Aber die schüchterne Jungfrau verweilte sich nicht; sie dachte der kommenden Nacht, sie dachte der zürnenden Mutter. Freundlich dankte sie zwar; doch schnell eilte sie wieder vorüber.

Und als sie schon vor den Thoren der Stadt war, da sah sie sich um; denn hinter ihr kam jemand gelaufen. Es war wieder der freundliche Jüngling. — „Darf ich dich nicht, so sprach er, eine Strecke Weges begleiten? Sieh, schon steigen die Nebel ringsum empor vom feuchten Moorgrund; du möchtest im Pfade verirren. —„ Doch auch dessen entschlug sich Lise; sie war ja oft schon zur Stadt gekommen, und also des Weges wohl kundig.

„Nur eins noch, lispelte endlich der Jüngling: Wie heist du? Wo bist du zu Hause?„ — Ich heiße Lise, antwortete jene; ich bin die Tochter des Wirthes zu Aschheim. —

7.

Die Träume.

Bunt wie der sternbedeckte Himmel strahlt,
Webt sich der freundliche Traum
Ein Ruhe-Tuch mit goldnem Saum;
Die Zukunft selbst sieht man oft abgemahlt.

Die Abendglocke des Städtchens war verhallt; die Gestalt des Mädchens in der neblichten Ferne verschwunden, und immer stand noch der Jüngling. Er träumte, es noch zu sehen, selbst da er's nicht mehr sah. Und als er heim kam, folgte ihm Lisettens Bild überall nach; in die Scheune und in den Keller, in den Stall, wo er Futter dem wiehernden Hengst gab. Nichts mogte dieß Bildniß vertreiben, und

im Schlafe, süsser als je, umgaukelte es den glücklichen Träumer.

Also war nicht Lisettens Geschick. Ihr hatte die Mutter die Zeit verargt, die sie mit dem Suchen des Thieres verloren. Viele Arbeit blieb zu Hause ungeschehen liegen, und so müde sie war, so mußte sie noch den Boden rein fegen, die Tische, die Bänke, und die Krüge der Zecher, so daß die Mitternacht kam, und immer noch waren Geschäfte. Was sie auch that, und wie sie der Dinge gewohnt war; immer mißglückte ihr doch das Geschäft, sie mußte nicht selten von vorne beginnen. Was doch wohl Ursache seyn mochte an ihrer Verwirrung? Dachte sie doch an nichts, als an den Jüngling des Städtleins, mit seinem braunen, runden Gesichte, mit seinem lockichten Haupthaar, mit seiner freundlichen Stimme.

Als ihr endlich die Mutter erlaubte, den Frieden des Schlummers zu suchen; siehe, da floh sie auch dieser. Sie dachte — und wußte nicht

nicht was; sie athmete unbekannte Gefühle. Erst als der Morgen kam, umschwärmten sie gaukelnde Träume; sie war auf den Strassen des Städtchens, sie sah, sie hörte ihn reden: doch rief schon wieder die Mutter zum Tagwerk; sie verscheuchte grausam die geträumten Freuden des Mädchens.

Und so vergiengen nun, unter Träumen und Sorgen die kommenden Tage; denn die Sorgen folgen sogleich den Wünschen, auch wenn sie noch so heimlich dem Busen entsteigen. Robert und Lise verlebten die meiste Zeit der keimenden Liebe voll Wehmuth und Schmerz, oder auch voll süßer Gefühle.

Nicht entgieng die innere Stimmung den sorgsamen Eltern. Roberts Mutter hatte den Träumer belauscht, gleich Anfangs, da sie gewahrte, daß er sich wenig mehr um Speise und Trank bekümmere.

Aber Geiz und Liebe — wie schlecht paaren sich diese zusammen! Ersterer führt nur Gold

— er unterordnet die Ehe immer seinem Sistem. Daher war es der Mutter nicht gleich, welchen Gegenstand der Liebe sich ihr Robert wählen möge. Es war ihr einziger Sohn, sie liebte ihn mit mütterlichem Stolze, und alles gestattete sie ihm: aber im Punkte des Herzens, da forderte sie nicht des Sohnes — nein, den eigenen Willen. Daher war sie unermüdet bey Tag und bey Nacht, den Gegenstand zu erforschen, welcher auf einmal so gewaltig — so schien es, des Sohnes Herz verwundet hatte. Jedem Schritt spürte sie nach, jedes Wort, das zu sich selbst Robert sprach, suchte sie zu erhaschen, ja sie belauschte sogar den Schlummer des Jünglings. Aber lange blieb all' ihr Bemühen vergebens.

8.

Das Fensterlein.

Zum Liebchen hin zieht ihn sein Sehnen!
So niedrig ist kein Fensterlein,
Es zieht die Liebe aus und ein,
Indeß die Herzen an dem Gitter brennen.

Zu gut kannte Robert die Stimmung der Mutter. Er wußte nicht, ob das Mädchen seines Herzens auch Reichthum besitze nach dem Willen seiner Mutter. Daher sein erster und eifrigstes Bemühen dahin gerichtet war, sich über ihre Verhältnisse zu unterrichten. „Ach, könnt' ich Lise nur sprechen! so dachte er öfter; aber wie? das wußte er nicht. — Endlich in einer schlaflosen Nacht half ihm ein Zufall ins Reine. — Unten im Stalle wieher-

te sein Hengst; schnell sprang er vom Lager auf, kleidete sich an, und eilte hinunter. Sattel und Zaum legte er dem Pferde an, dann zog er es heimlich durch die Hinterpforte hinaus, in den Garten, über den Graben der Stadt, und fort — ins Freye, nach Aschheim! Es war Vollmond; der Himmel prangte mit glänzenden Sternen. Schon war Mitternacht vorüber, als er nach dem Dorf kam. Da ritt er seitwärts, stieg ab, und band ihn sicher an einen einsamen Baum. Darauf schlich er bebende, doch still, in das Dörfchen, und behutsam um die Fenster des Wirthshauses.

Aber ruhig war alles, es regte kein Athem sich ringsum; selbst der wachsame Haushund meldete nicht die Ankunft des Fremden. Ist aber auch jede menschliche Seele in Frieden versunken, die Liebe ist es nicht, so lange die Pulse noch schlagen. Lise lag schlaflos im Bette; sie hegte eben den Wunsch, daß sich doch noch einmal ihr Gänschen verlaufen —

daß sie noch einmal mit ihr durch die Strassen der Stadt geführt werden möchte und vor das Haus des Brauherrn, wo der gute Jüngling gestanden; — da schien es ihr, als höre sie leise ihren Namen rufen. Sie dachte gleich, daß es die Mutter nicht sey, denn die Stimme derselben war immer stärker, als leise. Aber — wer sollte sie rufen? Die Neugierde wuchs noch mehr, als wiederhohlt der Name „Lise" genannt wurde.

Nun zog sie die Decke von sich — sie schlüpfte heraus, nahm schnell das Kleid über sich, und — wie von einer unsichbaren Gestalt gezogen, trat sie ans Fenster.

Und im Mondlichte sah sie den Jüngling stehen; sie erkannte ihn gleich. Mit leisem Winken lockte sie ihn näher und er folgte gerne. Aber es schied sie die Höhe, nur leise durften sie sprechen, oft giengen die Worte verloren. — „Dort, am Tennen-Thor, nicht weit vom schwarzen Holunder Strauch wirst

du ein Leiterlein finden;" so lispelte erröthend die Jungfrau ihm zu. Auf den Zehen trippelte Robert fort, fand, was er suchte, und über die Stufen gelangte er bald an das Gitter des Fensters, in die Nähe der züchtig verhüllten Jungfrau. Und nun begann ein langes Gespräch, über Glück, und Liebe, über Hoffen und Harren, und von baldigen Wiedersehn, als schon auf grüner Haide die Vögel mit dem ersten Ruf den kommenden Tag verkündeten. Sorgsam stieg von der Leiter der Jüngling, und brachte sie hin an den vorigen Ort; dann, einen herzlichen Gruß noch winkend, eilte er fort, zum stampfenden Hengst, der ihn fortfliegend zur Stadt trug. In ihr Bettlein zurück schlüpfte die Jungfrau.

9.

Der Sturm.

Armes Herz in sturmbewegten Stunden
Blickst umsonst du nach dem Licht,
Das hoffnungsbringend durch die Nächte bricht:
Doch — in der Liebe wirst du schnell gefunden.

Keine der mondhellen Nächte und auch der düsteren nicht giengen vorüber, ohne daß nicht der wiehernde Hengst den zärtlichen Robert zu Liebchens Fensterlein trug; immer waren die Beyden des traulichen Kosens nicht satt, wenn die Stunde der Trennung wieder sich nahte. Oft bat der Jüngling, es möchte Lise das neidische Gitter vermeiden, sie möchte den Weg ihm bahnen ins gemächliche Schlafkämmerlein. Aber die züchtige Jungfrau gestattete es

nicht, sie gab ihr Küßchen durchs Gitter, und gedachte dabei des leidigen Sprichworts: Gelegenheit nur schaffe die Diebe. Selbst in grimmiger Winter Kälte ward dem zärtlichen Freyer kein Obdach gestattet, und doch waren Eis und Schnee nicht mächtig genug, ihn von dem Fenster seiner Geliebten zurück zu halten. So schwanden Monden dahin; es nahte das Frühjahr, es grünten schon wieder die Bäume, und manch schönen Straus von Nelken und Rosen trug Robert von seinem nächtlichen Liebes-Fenster nach Hause.

Einst, da durch die nächtliche Weile der Sturmwind brauste, und der Regen stromweise an Dächer und Wände schlug, war Robert wie gewöhnlich vor dem Fensterlein seiner Geliebten, nicht ahnend, welch' Unheil im Hause des Vaters geschehe.

Ein Gewitter zog sich in schwangern, schwarzen Wolken über das Städtlein hin, von heftigen Blitzen begleitet, und des Donners

Gekrach machte auch die festesten Schläfer wach. Vergebens läutete man das geweihte Glöcklein wider Gewitter, vergebens alle Glocken der Stadt. Jetzt ein Schlag, und ein Flammen-Meer stürzte herunter; alle Augen waren erblindet.

Und als die Besinnung wiederkehrte, dachte jeder, der Schlag habe gezündet; alles lief nach dem Stall, nach dem Stadel — — Gottlob! der Streich gieng ins Wasser. Auch die Brau-Frau war in den Hofraum gelaufen, rings sah sie sich um, in Kellern, in Scheunen — im Stall, wo gewöhnlich der wiehernde Hengst stand. — Aber der Stall war leer! die Garten-Pforte stand offen, ein Dieb mußte also die Stunden der stürmischen Nacht wohl benützt haben. Und sie gieng schreyend durch das ganze Haus; der Brauherr mit dem Gesinde liefen zusammen, man erzählte, man jammerte. „Doch, wo ist Robert? — Auch er fehlte. Die Mutter suchte im Bette, im

ganzen Hause vergebens. Da schmähte sie sehr; sie ahnete böse Geschichten.

Nichts Arges ahnend, trabte Robert gemächlich nach Hause, als der Tag grauete. Er fand die Hinterthür verschloßen — wie erschrack er darüber. Er weilte lange, und besann sich, was nun zu beginnen? Da öffnete das Pförtlein sich; die Mutter trat in den Garten heraus mit zürnenden Blicken. „Nachtschwärmer! rief sie; welch' böses Gelüste zieht dich aus dem Hause? Weiß doch der Junge, — kaum der Schule entronnen, trefflich unter dem Hütlein zu spielen. Sag an, ungerathenes Kind! welche Buhlschaft treibst du nächtlicher Weile?„ — Bange zog Robert den Hengst zum Stalle, und als er versorgt war, ergriff er der Mutter Hand, und zog sie hinaus in den Garten, in die grünende Laube; dort bat er sie, sich zu setzen.

Und nun begann er mit den heißen Farben der Liebe seine Lise zu schildern. Es

schien, ohne ihr blühe ihm keine Freude mehr — selbst sein Leben müßte vergehen. „Und wird Lise mein Weib nicht — so schloß er — so gehe ich fort in die weite Welt, in den Krieg, und suche den Tod.“—

Hiemit stürzte Robert aus der Laube; die Mutter rief ihm — er hörte sie nicht mehr. Kopfschüttelnd eilte sie nach; denn sie liebte den Sohn, den stattlichen Jüngling, mehr als ihr Leben.

„Wer ist die Lise? Wenn sie nur auch unseres Standes ist, wohlhabend von Haus aus, hübsch züchtig, in Ehren erzogen und der Wirthschaft wohl kundig.“ — Es vergieng der Morgen und Mittag, Robert war nicht im Hause zu finden. Da gieng die Mutter zu Felde, den Heuern nach, und sie fand den Sohn, wie er im Schatten einer Linde lag, in Träumen hoffnungsvoller Liebe versunken.

„Wer ist denn deine Lise?“ — fragte die Mutter sanft, doch ihn überraschend. — Lange betrachtete Robert die Mutter schweigend, und

forschend. — O Mutter, sagte er endlich; vergebt mir, daß ich zu lieben begonnen, und zu freyen, ohne daß ich euch davon Kunde gethan. Es ist, ich weiß selbst nicht wie geschehen; doch geschehen ist's nun einmal. Ich weiß, ihr brecht mir das Herz nicht; aber ihr zürnt mir, ihr vergebet mirs wohl nie, bring ich euch eine Schwiegertochter ins Haus, nicht nach eurem Willen, und — ohne reichliche Mitgift —

„Also arm ist Lise?" sagte die Mutter bedenklich, Mutter, erwiederte Robert; weiß ich denn dieß? Ich fragte ja niemals darnach, die Liebe geht nicht nach Reichthum. Sie ist die Tochter des Wirthes zu Aschheim. —

Die stolze Hausfrau wanderte fort, die Hände in die Hüften gestemmt, kopfhängend und schüttelnd. Robert schlich traurig ihr nach, und mehr einem Schatten glich er von nun an. Um den nächtlichen Ritt wars gethan; denn Pferdestall und Hinterpforte wurden sorgfältig verschloßen.

10.

Die Brautschau.

In dem Hofe, in den Räumen,
Keller, Stube, Bett,
Alles sauber, schön und nett;
Und die goldnen Saaten keimen
In der weiten Flur.
Reich ist die Natur,
Reicher noch durch eignes Streben,
Ist der Mensch; ein gutes Leben
Sichere Kraft und Fleiß ihm nur.

Unter Zweifel und Kummer wollte die Jungfrau vergehen; wie vermochte sie auch das Zögern des Lieblings zu deuten? Hat er, treulos, ihrer vergessen, oder — nein, treulos ist Robert nicht, aber krank! Des letzten

Sturmes gewaltiges Toben hatte vielleicht des zarten Jünglings Körper geschadet. O, es war doch recht böse, ihm nicht des Kämmerleins kleinen Schutz zu vergönnen. Wie quälte sie die Reue, schuldlos am Leiden des Lieblings fühlte Lise sich nicht. Krank liegt er nun darnieder; einsam quält sie sich selbst, von Schlummer und Träumen verlassen. Den Tag durch wankt sie im Hause umher, und denkt an den Jüngling; so verstreicht die letzte Woche vor Pfingsten.

Als nun der heilige Sonntag gekommen, gieng man in stattlichen Kleidern zur Kirche. Es prangten die Jungfrau'n, die schönste, die reinste von ihnen war Lise. Und als der Mittags = Braten verzehrt war, versammelte sich in der Schenke das fröhliche Landvolk; auch Städter kamen hie und da, in gepolsterten Wagen, von raschen Braunen gezogen, erschien auch der Brauherr von Erding; die Braufrau saß ihm zur Seite. Lise erkannte

sie nicht, wohl aber die Mutter, der Vater. Freundlich war der Willkomm, man kannte sich wohl schon von Alters. Hin und her ward geredet, vom Krieg und vom Wetter, vom Kauf und Verkaufen, gar viel von Wirthschaft und Ordnung. Und zum Triumphe der Hausfrau führte sie bald die forschende Brauerin in Küche und Keller und Kammer. Die Kästen schloß sie auf, und zeigte den Vorrath an Leinwand, den Reichthum an allen vier Enden. Der Hausherr indessen führte den Brauherrn zum reinlichen Stall; da muhten die Kühe in Reihen freundlich entgegen; im andern stampften freudige Rosse; man streichelte ihnen die Mähnen, und sprach von Fehler und Tugend, verständig, und in kunstreichen Worten.

Als nun Brauherr und Braufrau wieder einsam sich fanden, nickten sie freudig sich zu; man lobte die Wahl des sinnenden Sohnes; mit herzlicher Freude sahen sie auch die geschäf-

tige Jungfrau, wie sie im reinlichem Hauskleide mit freundlich, ehrlicher Sitte alle Gäste begrüßte, und beym Abschied zum baldigen Wiederkommen ermahnte. „Wird wahrlich eine treffliche Wirthin, eure stattliche Tochter, der fleißigen Mutter wohl ähnlich, und eines kräftigen Jungens wohl werth"-- so begann der Brauherr den Brautwerbers Sermon; dann gab eine Rede die andere, und ehe die Braunen wieder angespannt wurden, da war alles in Ordnung. Darnngeld wurde gegeben, die Mitgift bestimmt, und Lise empfieng einen blinkenden Thaler. --

Ach, wie erschrocken war nicht die Jungfrau; sie wußte nicht, wie ihr geschah, zu Boden sank sie beynahe. Den Thaler legte sie hin, der einzigen Worte nur mächtig: „Vater, ich freye noch nicht" --. Da wäre bald Wetter geworden. Aber die lächelnde Braufrau streichelte die rosigen Wangen der Tochter.

„Dacht ich es doch, daß Lise nicht gerne wird freyen; aber Töchterchen! gräme dich nicht; ich will die Angst dir ersparen.“ — Und nun flüsterte sie der Jungfrau ins Ohr: „Den du freyen sollst, er ist dein Robert.“ — Verwundernd, zweifelnd stand sie lange, doch bestätigte sich alles, und mit schamhaften Blikken nahm Lise den blinkenden Thaler wieder, und gab ihn nun nicht mehr zurück.

11.

Die Hochzeit.

Befriedigung den sehnsuchtsvollen Herzen!
Die Ehe ist
Voll hoher unnennbarer Lust, begrüßt
Das Ende aller stillen Liebesschmerzen.

Nach wenigen Tagen schon wanderte der Hochzeitbitter in der Stadt und im Dorfe herum; lüstern sahen die Mädchen ihm nach, freudig selbst die sittsame Braut. Stolzer einher trabte der Hengst, wenn er nun Robert zu ihr trug, nicht mehr bey eitler Nacht, nein, am sonnigen Tage. Immer nur endete dieser zu früh, und mahnte zur Heimkehr. Lise begleitete ihn dann gerne bis über die Hausflur. Also kamen sie oft, sich selbst ver=

gessend, den Weg entlang, daß schon die Sterne an dem Himmelsbogen sichtbar waren. „Heute zum letztenmal" — so sagten sich eines Abends die Liebenden, und heißer wurde der Kuß, schwerer doch hoffnungsvoller die Trennung.

Und als nun der erste Glanz der Morgensonne aus den fernen Gebirgen strahlte, da begrüßten, nach dem Gebrauche der Zeit, die Böller des Dorfes die Braut und weckten sie aus dem Schlummer. Es kamen hierauf bald die Vettern und Baasen; letztere zu der stillen Braut; sie kleidet sich bräutlich, ziert mit dem Kränzlein ihr Haar, mit Blumen den Busen. Darauf führt man sie unter dem Donner der Böller zur Morgen-Suppe. Und als die Würste verzehrt, der Brantwein getrunken war, wurden die Wägen angespannt; für die Braut eine stattliche Chaise. Die Pferde stolzirten im neuen Geschirr mit glänzendem Messing. Weinend verließ die Braut das elter-

liche Haus an der Seite der Mutter; ihr folgten die Gäste, und also zog man von hinnen. In einiger Ferne folgte die reichliche Mitgift, Kammerwagen geheißen. Schwerbepackt wankt' er einher; auf seiner Höhe prankte ein Käfig. Darinnen schnatterte fröhlich die Gans, mit der wir die Geschichte begonnen.

Ein Chor Musikanten empfieng mit frohen Schalmeyen die Braut und die Gäste am Stadtthor, begleitete sie zum Hause des Brauherrn, wo Robert die Geliebte aus dem Wagen hob, und im Triumph in sein schönes Eigenthum führte.

Hochgeschmückt gieng bald darauf der Zug in die Kirche; Jung und Alt begleitete ihn unter laut tönendem Jubel. Und der Pfarrer knüpfte das Band, er segnete es, es wirkte auch kräftig der Segen.

Freude begrüßte den Tag, und Freude beschloß ihn; denn ungestört war der Hochzeit-

Schmaus und der Braut-Tanz vorüber gegangen. Spät um Mitternacht führte der glückliche Jüngling die ersehnte Braut in das stille Gemach, wo der Engel ehelicher Liebe und Zärtlichkeit seine Fittige über sie ausbreitete.

Die verlassene Alpenhütte.

In jener Alpen-Hütte blüht'
Einst Röschen, jung und schön;
Sie war die Zierde in dem Thal
Und auf den grünen Höh'n.
Kein Blümchen war so anmuthsvoll,
Kein Vögelchen so froh,
Als über Röschens Wangen noch
Der jüngste Frühling floh.

Ein Alpen-Junge, frisch und fein,
Kam oft zu Röschens Höh'n,
Sah ihr ins Auge hell und klar,
Und fand sie wunderschön.
Er nahte sich mit sanftem Sinn,
Sein Blick war rein wie Gold;

Sein Herz schlug liebend in der Brust,
Und Röschen war ihm hold.

Beym frohen Pfingsttanz drückte er
Des holden Röschens Hand,
Da dünkt' er sich ein Fürst zu seyn,
Ein Fürst von Leut' und Land.
Denn Röschen sah ihn freundlich an,
Und als der Abend kam,
Gab sie ihm auch ein Küßchen hin,
Sobald sie Abschied nahm.

Jetzt gieng sie auf die lichte Höh',
Sah noch einmal zurück;
Drob jauchzte Robert laut und lang —
Bis sie verlohr sein Blick.
Da gieng er hin voll Fröhlichkeit,
Und küßte noch das Band,
Das Röschen heimlich von der Brust,
Um's grüne Hütchen wand.

Der wilde Jäger Reumund sah
Das Spiel der Liebenden,
Er hatte Röschen lange schon
Mit Liebes Gluth gesehn.
In ihrer Hütte sucht' er oft
Sich Schutz bey dunkler Nacht,
Doch Röschen schloß ihr Kämmerlein,
Und Reumunds Grimm erwacht.

Von einer Felsen-Spitze sah
Er, wie auf weichem Moos
Der junge Robert, kosend süß,
Sein Röschen wiegt im Schoos.
Da tobt in ihm die wilde Glut,
Er zog den Hahn empor,
Er zielt und drückt — des Schußes Knall
Schallt über Thal und Moor.

Ein schmerzlich Ach! entfloh der Brust
Die Röschen eben drückt;
Ein tödtend Bley hat sie durchbohrt —
Ihr Robert lag zerknickt!

Und Röschen sank bewußtlos hin;
Der Jäger stürmte fort;
Man eilt ihm nach durchs ganze Land,
Verfolgt ihn Ort für Ort.

Doch er zieht weit weg übers Meer;
Als Krieger kömmt er dort
Gefangen zwar in Feindes Hand,
Doch stiehlt er sich hier fort.
Drauf fand er noch, als man ihn fieng,
In Henkers Hand den Tod.
Was das Gesetz nicht rächen kann,
Das sucht und rächet Gott! —

Man sah jetzt Röschen, voller Harm
Von ihrer Höhe ziehn.
Den Busen deckt ein schwarzer Flor,
All ihre Freud' ist hin.
Sie wandelt weinend immerdar,
Und härmt sich tödtend ab,
Eh' noch ins Land der Spätherbst kam,
Da sank sie in das Grab.

Und auf der Trift, wo Robert starb,
Sieht man zwey Blumen blühn,
Das wilde Heer des Jägers zieht
Zur Nachtzeit drüber hin.
Doch ist die Hütte ganz verwaist,
Und ohne Kuh der Stall;
Wer hier einst war, was hier geschah,
Erzählt der Wiederhall.

Der fahrende Schüler.

Sage aus dem 14. Jahrhundert.

1.
Die Pilgerin.

Man hatte das Ende des Tannen-Waldes erreicht; nur das frische Eichenlaub streute noch dichten Schatten auf den grünenden Boden, und aus den Zwischen-Räumen der hundertjährigen Stämme sah man in die weite Fläche, von Nebel umhüllt, gleichsam wie in die verschleierte Zukunft. Wie aus einem Wolken-Schleier glänzte in der Ferne die Kuppel des Wallfarths-Tempels, in welcher sich die sinkende Sonne spiegelte. Als dieses immer herrliche Schauspiel das Auge der andächtigen Pilger gewahrte, stürzten sie mit gefalteten Händen auf ihre Knie nieder, und beugten betend ihr Haupt zur Erde. —

Es befand sich unter ihnen eine hohe, edle Frau, welche vor Wehmuth und Jammer fast vergieng. Sie war zu schwach, sich zu erheben, deßhalb eilten die Diener herbey, sie auf die nahe Ruhe-Bank zu leiten, vor welcher das letzte Weichbild des Pilger-Weges stand. *) Und mit lauter Stimme betete die bitter Trauernde. Ihre Zuflucht war das Gebet, ihr Trost die Königin des Himmels. Ohne Labung, unter einem Strom von Thränen, hatte die treueste Gattin im Büsser Kleide, ohne Bedeckung des Haupts und der Füße, hieher den Weg aus der Heimath gemacht; um Hülfe dem edlen Gatten zu erflehen; halb

*) Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts waren in Baiern und überhaupt in Süddeutschland, besonders in Wäldern oder auf Fluren, welche zu Wallfarths Kirchen führten, Kreuz-Weg- oder Station-Bilder errichtet. —

verschmachtet, mit gesenktem Blicke, wandelte sie einher, und erreichte noch am hohen Mittage die Stufen des Altars, von Schmerz und Andacht im Innersten ergriffen. Des Waldes Dunkel, von goldnen matt-schimmernden Lampen erhellt, sprach ihre trauernde Seele an; auf den Wolken des duftenden Weihrauchs schwebte sie zum Throne des Ewigen, zur Quell der Hoffnung empor.

Also waren die Stunden vergangen, und die Dunkelheit der Nacht verbreitete sich um das Gotteshaus. Es nahte sich endlich einer der Ritter, die sie begleiteten, und sprach: Edle, königliche Frau! die Nacht bricht herein; es thut dem Körper Noth, Herberge zu suchen. Wir bitten euch, daß Ihr den Tempel verlaßt, und der menschlichen Schwäche pfleget. — Auf diese Worte des Ritters erhob sich schweigend die Dulderin; morgen wieder zu kommen, war ihre Sehnsucht; sie beugte sich tief vor dem Wunder-Bilde, und wankte —

in den Armen der Diener — fort zur Herberge. Dort nahm sie seit Tagen wieder einige Speise und Tropfen labenden Weines; dann legte sie ihr müdes Haupt zur Ruhe und ein Engel des Himmels brachte ihr erquickenden Schlummer, wie sie lange nicht mehr genossen. —

Es floh aber der Schlaf den Ritter Willibald, welcher die Königin begleitet hatte. Vor seinen halbgeschlossenen Augen schwebten die traurigen Bilder der letzten Tage vorüber. In hoher Pracht hatte er vor kurzem noch dieses edle Weib gesehen, in blühender Gesundheit, in des Frohsinns höchstem Sonnenscheine. Wenige Monden hatten ihr Erdenglück zerstört, und sie an den Rand des Elends geführt. Der Stern ihrer Augen war erloschen, jeder Blick war von Thränen getrübt — bald drohte auch dieser Quell, des verwundeten Herzens einziger Balsam — zu versiegen. Der Wangen Roth war verschwunden; blasser

ßer Kummer bedeckte das Antlitz, wo sonst Schönheit und Majestät strahlte. Unter dem härenen Kleide schlug ermattend das sehnende Herz -- nur Seufzer hoben den Busen. Die zarten Glieder zitterten bey jedem schwankenden Tritte; oft betäubte Ohnmacht den kranken Geist. Die Treue war es und die sehnsuchtsvolle Liebe, welche noch die schwache Flamme des schönen Lebens nährte, und aus der Zukunft winkte ein Engel des Lichts, so sehr auch die Gegenwart umschleiert war, mit dem Kranze süsser Hoffnungen herüber.

2.
Die Könige.

Elisabeth war die Königs-Tochter von Arragonien; ihr Gemahl Friedrich von Oesterreich, seiner körperlichen Wohlgestalt wegen der Schöne genannt. Mit Friedrich wurde am väterlichen Hofe Leopold erzogen, sein Bruder, und Ludwig, ein Herzog aus Baiern. Mit diesem hatte er den engsten Bund jugendlicher Freundschaft geschlossen, und der Schwur ewiger Treue sollte ihr künftiges, gegenseitiges Glück besiegeln. Beyde besaßen des Herzens edelste Bildung, und Muth und Mannhaftigkeit; die Geschichte der ganzen Vorzeit hatte nicht edlere Fürsten aufzuweisen, und die Gegenwart huldigte ihren Tugenden. Von gleicher Achtung, von gleicher Liebe für beyde durchdrungen waren Deutschlands Wahl-

fürsten, und da ihnen des Reiches Oberhaupt fehlte, so setzte ein Theil derselben die Königs-Krone auf Ludwigs — der andere sie auf Friedrichs Haupt. Beyde, würdig zu herrschen, das Leben geringe, die Ehre fürs Höchste achtend, waren entschlossen, sie anzunehmen. Mit diesem Entschluß entwich aber der Friede der Länder. Mit dem Schwerte in der Hand mußten sich die beyden Freunde gegenüber stellen, um das für sich allein zu erkämpfen, was jeder dem andern gerne gegeben hätte. Oesterreichs Krieger fielen in Baiern ein; sie verheerten das blühende Land. Heerhaufen sammelte Leopold, Friedrichs Bruder, in Schwaben, und drohte wie ein Gewitter das unschuldige Land zu verschlingen, während Friedrich mit einem auserlesenen Heere am Inn, bei Mühldorf stand. Ludwigs Macht war klein. Sein Vetter, Heinrich von Landshut, König Johann von Böhmen, und Friedrich Burggraf von Nürnberg, seine besten Stützen. Als

er aus München zog, dem verderbenden Feind entgegen, standen seine Baiern redlich zu ihm: wo er durchzog, da vermehrte sich sein Heer durch die sich anschließenden Bürger der Städte und durch das Landvolk. Aber immer war es nicht zu vergleichen mit seines Gegners Macht; man zagte am Abende vor der Schlacht ob der Menge der Feinde; Ludwig aber sprach: Mit Gott, Freunde! mit Gott! —

Die Morgensonne spiegelte sich in der goldnen Rüstung des schönen Friedrichs, als derselbe in der Mitte seiner geordneten Schlacht den Reichsadler auf dem schimmernden Helm den Angriff befahl. Darauf schlug er einen heißen Tag durch selbst den blutigen Kampf mit; bey fünfzig Männern gab er den Tod. — Aber das Glück der Schlachten wankt im Augenblicke; es sinkt die Schaale und steigt. — Also Austria's Glück. Der Sieg war verlohren; haufenweis flohen die Ungarn, selbst die deutschen Männer: viele wurden gefangen.

Friedrich hatte gekämpft, bis sein Arm ermattet sank; da mußte er sich einem feindlichen Ritter ergeben. Er wurde vor Ludwig geführt, der gerührt den Freund mit traulichem Handschlag empfieng. All' sein Glück hätte er gerne getheilt mit ihm — aber die Freyheit ihm zu geben, lag ausser den Gränzen seines Vermögens. Er mußte in gute Verhaft den Feind seiner Krone nach Trausnitz führen lassen, einem festen Schlosse der Pfalz. Sorgsam ward dort Friedrich bewacht; Ludwig aber hieß von nun an vor allen Völkern der Kaiser der Deutschen und Römer.

Also wurde das traurige Loos der Gefangenschaft dem schönen Friedrich zu Theil. Bald hieß er nicht mehr der Schöne; Kummer und Gram ob der trägen eisernen Zeit, verzehrten das Innerste seiner Kräfte. Zum Herrscher bestimmt über den halben Welttheil, schnitzte er nun Pfeile, die trägen Stunden zu vertreiben.

3.
Die Kraft des Glaubens.

Mit Recht grämte sich deßwegen Elisabeth, seine edle Gemahlin. Sie betete und wallfahrtete beständig; sie that viel Uebel an ihrem Leib. Deßwegen gönnte sie selbst den Schlummer sich nicht; sie entstieg gerne nächtlicher Weile dem Lager, und weinte und betete.

Als sie nun des Morgens, auf der Pilger-Reise, wo wir sie verlassen, aus ihrem Gemachetrat, standen um sie sorgsam ihre Begleiter; denn sie hatten sie seufzen gehört, seit dem der Tag sich gewendet. Auf die Knie ließen sie sich nieder mit gefalteten Händen; alles flehte für ihre Ruhe zum Himmel, beim Morgengruße. Elisabeth hörte die sorgsamen

Freunde; aber ihre Augen erblickten sie nicht. Der Weg des Lichtes zur Seele der Trauernden war verschlossen; jammernd gewahrten es die ihrigen.

Umsonst wurde ärztliche Hülfe gerufen, wie sie der Ort darbieten konnte; sie ließ sich zur Stufe des Altars führen, wo das Bild der Hochgebenedeyten der Trost vieler Tausenden geworden ist; sie betete, der Schimmer von hundert Kerzen blendete sie wohl aber leuchtete ihr nicht. — Da wandelte sie fort, beynahe hoffnungslos; doch blieb ihr alles Heilige ein starker Stab in diesem Leiden.

In der Frische des Morgen-Duftes empfand ihr Auge Kühlung, und als sie wieder am Eingange des Eichen-Waldes stand: da blickte sie zurück auf die heilige Stätte. — Gesegnete des Herrn! rief sie aus; ich danke dir! — Und als die Diener forschten, gewahrten sie, daß die fromme Königin in der Kraft des Glaubens das Seh-Vermögen wieder erlangt

hatte. Alle priesen sie den Höchsten, und seine wundervolle Barmherzigkeit. — Die hohe Gebieterin aber baten sie, nicht mehr den verzehrenden Thränen sich Preis zu geben. Sie versprach es; aber ach! der Vorsatz scheiterte bey jedem Gedanken an den leidenden Gatten. Kein Auge ihrer Umgebung war trocken; und doch durfte sich ihr kein Auge befeuchtet zeigen, ohne nicht auch den ihrigen einen Strom von Thränen zu entlocken. Ach, die Rückreise zur Heimath war ein Schmerzens-Gang, und doch brachte Elisabeth den Trost mit sich, sie werde bald den geliebten Gatten wieder sehen, als König und Herrn; denn warum hätte die Gottheit ihr sonst das verlorene Gesicht wieder geschenkt? — Alles kann er nehmen, der Allvater, und alles wieder geben; dieß bleibt ewig der Trost für alle Leidende. —

Des Königs Bruder, Leopold, hielt damals ein beträchtliches Heer beysammen in

Schwaben, und setzte wider den Kaiser den Krieg mit großer Heftigkeit fort. Im Städtchen Burgau lagen seine Streiter; sie beunruhigten die Gränze Baierns, und andere getreue Unterthanen. Deßwegen zog ihnen Ludwig mit Heeres=Macht entgegen. — Elisabeth wußte, daß es dort Noth war an tapfern Degen, und bat die Ritter, welche sie begleitet hatten, fortzuziehen, und sich unter die Befehle des Herzogs zu stellen. Die Männer gehorchten, traurig verließen sie die Königin; sie beschloßen, dem Herzog den schrecklichen Zustand ihrer Gebieterin nicht zu entdekken, damit nicht auch ihn Verzweiflung ergreife. So zogen sie weiter. Elisabeth fuhr fort mit Beten und Casteyen ohne Aufhören, daß man am Ende sogar für ihr Leben besorgt war. —

4.

Der Zauber-Mann.

Willibald war in das Lager des Herzogs zurückgekommen. Das Waffengetümmel konnte aber nicht die Unruhe seiner Seele übertäuben, denn immer schwebte das Bild der schönen leidenden Königin vor seinen Augen. Gerne hätte er sein eigenes Leben darum gegeben, wäre es ihm möglich geworden, den Quell ihrer Thränen zu stillen. Er sah, wie des gefangenen Königs Bruder Leopold, unermüdet strebte, mit Gewalt oder List die Mauern des Kerkers zu zerbrechen; aber immer vergebens.

Seit einigen Tagen, gewöhnlich in der Dämmerung des Abends, sah man eine Gestalt

nach des Herzogs Gezelt, durch die Mitte der Männer schreiten, mit ernstem, feierlichem Gange. Es gieng die Sage, Leopold habe einen Meister schwarzer Kunst berufen, mit seiner Hülfe des Königs Rettung zu versuchen. Auch Wilibald sah den langen, hagern Mann von gelbem, narbigtem Gesichte. Es graute ihm vor dessen Anblick, und doch schlich er ihm nach, als er ihn einst, da schon des Mondes volle Scheibe am Himmel stand, vom Herzoge weg aus dem Lager gehen sah. Er folgte ihm bis in die Nähe eines finstern Tannen=Waldes; der ernste Mann bemerkte ihn nicht. Noch war Wilibald unentschloßen, ob er ihn rufen oder wieder zurückkehren sollte; denn sein Herz pochte gewaltig unter dem Panzer. Da wendete sich das Antlitz des Meisters, und eine ernste Stimme rief dem Ritter zu: Was suchest du hier? — Mit männlicher Entschloßenheit antwortete ihm Wilibald: Ich suche, was der Herzog bei Dir

— oder du beim Herzoge suchest. — Bangt es dir auch vor einer Menschen=Seele, fuhr Ahuverus fort, (so hieß der Mann) so hast du dich umsonst bemüht; ist dir aber Wesen und Wirkung einerley, so magst du mir folgen. —

Der Ritter verstand den Sinn dieser Worte nicht; eine innere Stimme rief ihn zurück, wie von dem Rande eines Abgrundes; als wären seine Sinne entschlafen, stand er, und schwieg. — Ein höhnisches Lächeln floh über das Antlitz des Höllen=Mannes, er achtete Wilibald keines Blicks mehr, und gieng. —

Der Vollmond hatte sich unter düstere Wolken verborgen; kein Sternlein glänzte am Himmel, ringsum war alles still wie im Grabe. Nur Ahuverus Fußtritt weckte den Ritter aus seiner Betäubung. — Mächtiger als je hatte sich der Schmerz um die trauernde Königin und des Königs harmvolles Dahinschwinden seiner Seele bemächtiget. Er be=

schloß, im Drange dieser Gefühle, alles, selbst das Höchste zu wagen. — Sein Schwert in der Rechten, betrat er die Nacht des Waldes. Ahuverus empfieng ihn dort; er bot ihm die Hand, und leitete ihn durch die dichten Gezweige. Schauer lag auf der Natur; vor den Fußtritten der Wanderer floh das aufgeschreckte Wild, Nacht-Vögel umflatterten das bahnlose Revier; Grausen blickte aus den hohlen Stämmen fauler Eichen. — Jedes Mannes Seele mußte erbeben; Schreck und Verzweiflung geleitete auch hier die zitternden Schritte des Ritters. Wilibald gelangte endlich zum Ziele seiner Bestimmung. — Was inner den schwarzen Wänden einer Felsenhöhle geschah, Ahuverus Forderungen, Wilibalds Verlangen und Hoffen — es läßt sich ahnen, aber die Geschichte schweigt, und enthüllt die Räthsel übernatürlicher Dinge nicht.

Ein fürchterliches Gewitter entleerte sich; gräßliche Stürme bedeckten um Mitternacht

Wald und Flur; Bäume fielen krachend zusammen, Felsen schienen zu stürzen. Die ganze Natur war bewegt, Feuer-Meere schienen die Wolken. Keines Geschöpfes Auge schloß sich, bis gegen den werdenden Morgen nach und nach die Schrecknisse flohen, die Wolken verschwanden, und der Mond im Geleite der Sterne vom Himmel zog. Der Sonne Strahlen stiegen über die Gebirge empor, als Wilibald, bleich und ermattet, aus den Gränzen des Waldes schritt. Er eilte dem Lager zu, um dort für einige Zeit Rast und Erhohlung zu finden.

5.

Des Kaisers Andacht.

Ahuverus ward von jetzt an in Leopolds Lager nicht mehr gesehen. Wilibald aber nahte sich dem Herzoge, und nach langer geheimer Rede, schied er von ihm, mit trautem Handschlag. Flüchtig bestieg der Ritter sein Roß und zog muthig fort. Leopolds Blicke sahen ihm nach, auf seinen Lippen bebte der Wunsch, daß es ihm gelingen möge. —

Kaum war Wilibald den Augen der Forscher entschwunden, als er mitten im Walde vom Pferde stieg. Sattel und Zügel nahm er ihm ab, und ließ es frey dahin ziehen, nach eigenem Willen. Er legte den Helm beyseite und schnallte den Panzer sich los;

dann zog er die Sporn von den Füßen, und nahm das Schwert von der Seite. Alles verbarg er, menschlichen Augen ungesehen, in dem Dickigt eines Gebüsches. Jetzt öffnete er einen Bündel, den er mit sich geführt. Daraus nahm er einen Mantel mit vielfältiger Krause, einen lüftigen Hut, und am grünen Bande eine fröhliche Zitter. Als er darauf eilend von hinnen zog, begrüßte ihn das Land als einen fröhlichen, fahrenden Schüler, der mit artigen Liedleins Jung und Alt erfreute. Also kam er nach Baiern; selten machte er Rast, nur in Münchens Mauern verweilte er. Ihn verlangt des Gegen-Königs Antlitz zu schauen; also nannte Habsburg damals den erhabenen Kaiser.

Wilibald lag noch in der Herberge, als es eines Morgens, da er eben von unruhigen Träumen erwachte, an seiner Thüre pochte. Er öffnete, und Ahuverus stand vor ihm, dicht in den weiten Mantel gehüllt. Bald ent-

entspann sich ein lebhaftes Gespräch, und während desselben zog der Mann, vor dessen Anblick Wilibalds Seele heimlich bebte, einen blinkenden Dolch hervor. Schweigend reichte er ihn dem Ritter. Und zur Stelle befiel diesen der schreckliche Gedanke an Mord, — er nahm den Dolch, und mit demselben den Vorsatz, des Kaisers Leben zu suchen. Freudig erbebte Ahuverus Herz; er drückte dem Ritter traulich die Hand, empfahl ihm Vorsicht, und verließ ihn wieder. Wilibald aber raffte sich auf, und steckte das tödtliche Werkzeug in den Busen. Da kochte gewaltig die Rache und die Mordlust; er schlich durch die Gassen der Stadt, er suchte des Kaisers Pallast.

Und es gelang ihm, durch die Wachen unbemerkt bis zu dem Eingange in die inneren Gemächer zu dringen. Da stand er und besann sich noch, wie er die große That beginnen sollte, als es zur Messe läutete, und sich die Angeln einer Thüre bewegten. — Wi-

libald zog sich in die Ecke eines Fensters zurück. Vor ihm wandelte einsam der Kaiser vorüber, ohne Schwert, ohne Panzer, in seiner Rechten das Pater Noster. Er gewahrte den Lauschenden nicht, der Lauschende getraute sich nicht zu regen. Ludwig trat sorgenlos in das Oratorium des Heiligthums — der Mörder folgte ihm nach. Schon hatte er leise die Schwelle übertreten, schon griff er nach dem Dolche, als eine gewaltige, innere Stimme ihm zurief: Mörder! — Schauder überfiel den Ritter, er stand und zagte. — Er blickte auf des Kaisers hehre Gestalt; seine Knie hatten sich zum Gebete gebogen. Des Priesters Fluch lag auf dem erhabenen Haupte, aber der Mund, der immer nur die Wahrheit gesprochen, betete zum Gotte der Christen. Der Schein eines Heiligenbildes verbarg sein Daseyn vor den Blicken des Volkes, damit es kein Aergerniß nehme. — Jetzt läutete man zum Gloria, und dann zur Wand-

lung des Brodes. Der Kaiser schlug an sein Herz, und ein schwerer Seufzer entfuhr seiner Brust — er trug das Gepräge des Kummers. Agnus Dei lispelte sein Mund: Herr, versöhne meine Feinde, auch ich will den Meinigen vergeben. — Und Wilibalds Muth entschwand; wie Eis vor den Strahlen der brennenden Sonne schmolz der blutige Vorsatz von seinem Herzen. Raschen Schrittes eilte er zurück, entgieng glücklich den Wachen und eilte aus den Thoren der Stadt. In die Wellen der Isar versenkte er den schrecklichen Dolch, den nie wieder ein menschliches Auge gesehen. —

6.

Die Vaterlands-Liebe.

Weiter zog Wilibald durch das Land; düster war sein Sinn, sein Herz glich einem — vom Sturm bewegten Meere, er vergaß so gerne seiner selbst, mit Gewalt mußte er sich oft seines Daseyns entsinnen. So war er an die glücklichen Gestade der Donau gekommen. Diese heitere Fluren, voll des gesegneten Fleißes, glichen so sehr seinem Vaterlande, daß er sich unter den redlichen Menschen gleichwie in seiner Heimath befand. Es that ihm wohl, von der unbegränzten Liebe gegen den Fürsten sprechen zu hören, obwohl dieser Fürst der Gegner seines Königs war. Und er schritt über den majestätischen Strom, der ewig in

stiller Würde seine Fluthen dahin wälzt. Dann umschlossen ihn die sandigen Hügel der Pfalz, wo fleißige Menschen mit nimmer ruhenden Händen der harten Mutter Natur den sparsamen Theil des Lebens abdringen. Fröhlige Herzen, getreue Männer fand er überall; er sah, daß es unmöglich war, mit gewaffneter Hand zu Baierns Fürsten zu bringen, denn jede Brust war ein Schild — und alle diese mußten erst gebrochen werden. — Seine eigene Vaterlandsliebe entflammte bey diesem Anblick, es strömte das Blut rascher in seinen Adern, er beschloß von neuem, was es auch koste, seinen edlen Fürsten zu befreyen, welchen er gleichfalls grenzenlos liebte. Es unterscheidet sich das Herz der Oesterreicher wenig von dem — der Baiern; brüderlich sind sie aus der alten Zeit verwandt; wenn auch die Zeit den großen Stamm zertheilt hat, er soll nur schöner in zwey mächtigen Eichen blühen. Nie soll ein Sprosse des Einen dem andern

feindlich entgegen stehen; vereint nur gedeihen sie zur segenvollen Befruchtung. Auch fing Wilibald an, Baierns Einwohner zu lieben, ohne von seinem Vorsatze zu wanken; nur gedachte er auf List; denn die Kraft seines Armes erlahmte hier an der Macht des redlichen Volkes.

Nach einigen Tagreisen erblickte er auf den hohen Felsen die Thürme der Trausnitz. Düster sahen ihn die Wände der Reste an, sie trug ihre Gestalt aus der grauen Vorzeit herüber. Die sinkende Abendsonne beleuchtete noch die wenigen Fenster mit rothem Schimmer, während am Fuße des Berges die einzelnen Hütten der Thal-Bewohner im Schatten lagen, dem bald die Dunkelheit folgen sollte.

Wilibald lagerte sich auf der grünen Matte eines Waldhügels; sein Auge ruhte, von Thränen getrübt, auf dem Kerker seines Königes; bewegt war seine Seele. Träume und

Hoffnungen nährten ihn lange; er vergaß darüber sein Abendgebet zu verrichten, obgleich am Kirchlein des Dorfes die Glocke ihn dazu gemahnt hatte.

Schon hatte sich der Sonne letzter Strahl hinter die Berge gezogen, da erwachte der Ritter aus seinen Träumereien, und als er den Blick erhob, stand der Wunder-Mann Ahasverus vor ihm. „Ich habe dich nicht gerufen," sagte Wilibald beynahe erschrocken, „dieß ist wider unsere Abrede." — Du wirst aber meiner bedürfen, war die Antwort. Zwey vermögen mehr als Einer, und meine Gewalt ist größer als die deinige. — „Ich will aber, erwiederte der Ritter, zuerst meine eigene Kraft versuchen; erst wenn es am Gelingen gebricht, kann ich dich rufen. Noch steht dieses sogar in meinem Belieben. Für jede Nothdurft allein, wenn du auf mein Verlangen sie stillest, empfängst du den Preis, den meine Seele verabscheut. Theilweise nur kannst du

dich in meine Unschuld einschleichen. — So hadre nur nicht, sprach Ahuverus; ich hadre ja auch nicht, daß du zaghaft den König zu morden vorüber giengst, — ich führte dich doch so sicher die Wege. — „Davon nicht ein Wort, sprach Willibald hoch empört; es war dieß mein erster Sieg über dich, ich hoffe noch öfter zu siegen.“ —

7.

Die Dorfschenke.

Ahuverus lächelte bey Wilibalds letzten Worten. Auch wußte er den Ritter mit glatter Zunge so zu bereden, daß dieser einwilligte, ihn an seiner Seite ziehen zu lassen. Gleiche Tracht schmückte ihn; auch eine Zitter hieng an seiner Schulter. Seine Gestalt war sogar kleiner geworden; aber unverändert blieb sein Gesicht, und das leuchtende, weiße Auge wurde von dem hangenden schwarzen Haupthaare verdunkelt. — Schweigend erreichten sie die Schenke des Dorfes. —

Schon von ferne hatten sie ein lärmendes Gedränge vernommen; jetzt erblicken sie fröhliche Zecher auf der Hausflur versammelt,

und als diese die beyden fahrenden Schüler erblickten, kamen sie ihnen freudig entgegen. Einen trauten Handschlag empfiengen sie von dem einen wie von dem andern, und alles rief einstimmig: Nun soll es lustig hergehen: stimmt nur eure Zitter, ihr fahrenden Schüler. —

Und bald war die ganze Schenke in Freude versunken. Mädchen und Jünglinge kamen herbey, bald gestalteten sich die Reihen, es wogte der Tanz. Abwechselnd sang Wilibald ein seelenvolles Lied; dabey herzte sich manches Paar in glücklicher Unschuld. Wenn aber Ahuverus in die Saiten griff, und seine Stimme lustige Liedleins posaunte: dann lachte Jung und Alt von wegen der wunderlichen Schwänke, und wollte seines Gesanges nicht satt werden. —

Also war dem seligen Völklein ein lustiger Abend entschwunden, und bald war es Mitternacht; da suchte einer nach dem andern den

Heimweg, doch keiner, ohne den fremden Künstlern ein Stück Geld zu geben, und das höfliche Ersuchen beyzufügen, morgen ja hier in ihrem Dorfe wieder einzusprechen; denn morgen, hieß es, sey Kirchweihe. Als endlich alles zur Ruhe gegangen war, führte der Wirth auch die Sänger in eine einsame Kammer.

Allein stand Wilibald vor Ahuverus; bedenklich sah er ihn an. Er zögerte, einen Schritt weiter zu gehen. Ich weiß, was du wünschest, sagte lächelnd der sonderbare Gast, sey nicht bange, ich will dir nicht lästig seyn. Genieße der Ruhe, morgen sehen wir uns wieder in Freuden. — Und Ahuverus schwand dahin, Wilibalden ward es leichter ums Herz. Er segnete sich, und legte sich dann auf das einsame Lager. Bald versanken alle seine Wünsche in Schlummer, und spiegelten sich nur wieder in den Bildern des Traumes.

8.

Das verschleierte Bild.

Es war Morgen geworden; fröhliches Geläute tönte vom Kirchthurme; weiß und blau wehte eine Fahne von demselben. Fröhliches Gejauchze verkündete den festlichen Tag; doch immer in den Schranken der Ehrbarkeit floß der Vormittag vorüber. In die Kirche begab sich jeder Hausvater mit den Seinigen; auch Wilibald beschloß, dabey nicht zu fehlen. Er hatte schon seit dem grauenden Morgen die thaubenezten Fluren des Thales durchwandelt, und mit spähenden Blicken ringsum die Gegend besehen, die Berge mit ihren dunklen Wäldern bestiegen und die steilen Felsen, woran die Zeit mächtige Spalten

gezogen, und Trümmer an das Ufer des nahen Flüßchens geschleudert hatte. Um nicht den Argwohn ungebetener Lauscher zu erregen, enthielt er sich noch, den Weg zur Burg zu betreten, doch schon manchen Plan schmiedete er in seinem Herzen, und dieser und jener Fels dünkte ihm leicht zu erklettern. Aber hohe Mauern umschlossen das Innere der Burg, er konnte auch nicht einmal das Fenster erspähen, welches umgittert ihm das Antlitz des gefangenen Königs hätte zeigen können.

Als er mit den Andächtigen hin zur Kirche wallte, konnte er sich des frommen Wunsches nicht erwehren, die Rettung desselben aus eigener Macht zu bewirken, damit nicht des Verführers List Gewalt über sein Herz erlange. Mit diesem Vorsatz zu beten, wollte er den heiligen Tempel betreten. Da wurde Bewegung unter der Menge, denn von fern und nah waren Menschen gekommen. Voll Ehrerbietung trat alles zurück. Wilibald hob sein

Haupt empor — er sah einen Ritter — es war Weiglin, der Burg zu Trausnitz Herr, des gefangenen Königs treuer Hüter. Ihn kannte Wilibald aus der heißen Schlacht bey Mühldorf; bald wäre er damals in des Tapfern Hände gefallen. Sein gutes Schwert rettete ihn; es glückte ihm, dem wackern Manne den geschloßenen Helm vom Haupte zu schlagen, daß das Blut ihm über die Schultern floß. Jetzt erkannte er die Narbe über die faltigen Wangen, welche das Antlitz des Greises nur noch ehrwürdiger machte. Silberweis schwebten die Locken um sein Haupt; aber mit unverloschenem Feuer schaute sein Blick umher. Wilibalds Herz entbrannte; er wähnte, noch in der Schlacht zu seyn, er sah in ihm den Kerkermeister seines Königs. — Während er noch bemüht war, dieses Feuer zu dämpfen, da fiel sein Auge auf eine sanftere, liebliche Gestalt. Dieß war ein Fräulein-Bild, hehr und voll Anmuth. Der

schlanke Leib war in ein wallendes Kleid gehüllt, das den zarten Bau der Glieder kaum noch errathen ließ. Die Form des Busens schien nach eines Engels Bilde gemacht; der runde Arm ward dem wankenden Greis zur Stütze; die weiche Hand trug ein Gebetbuch in Sammt und mit silbernem Schloße; der niedliche Fuß schien kaum die Erde zu berühren. Es war, als schwebe eine höhere Gestalt dem Eingang des Tempels zu. — Wenn das Auge viel sieht, will es noch mehr. — Wie von einem Zauberschlage war Wilibalds ganze Seele voll; aber — warum war der Huldin Gesicht verschleiert? Warum mußte ihm diese Hülle den Anblick eines Engels entziehen? Die blonden Locken waren es nur, welche vom Haupte hin auf den herrlichen Nacken fielen. Wie verriethen sie nicht die Schönheit und Jugend des Angesichtes! — Jetzt war der Gegenstand seines Entzückens in das Heiligthum getreten; entflammte Begierde im Herzen

wollte ihr Wilibald folgen. — Da hielt ihn eine harte Hand zurück; er sah nach dem unzeitigen Störer; es war Ahuverus. — „Laß mich jetzt," sagte Wilibald; aber der Zudringliche raunte ihm ins Ohr: jetzt oder nie mehr ist es Zeit, deinen König zu retten. — Wohl waren diese Worte genug, des getreuen Mannes Willen zu fesseln; denn was hätte er nicht alles um seines Königs Freyheit gegeben? — Eine Weile stand er; dann sah er ringsum niemand mehr, als sich und Ahuverus. Vor ihnen hatte sich die Thüre des Tempels geschlossen. — Lächelnd zog ihn Ahuverus von hinnen. Sie giengen um die Mauern der Burg, näher und immer näher; nur das Burgthor verschloß sich ihren weitern Wünschen. — „Willst du, daß ich öffne, fragte der Zaubermann?" — „Jetzt nicht, aber um Mitternacht." — Wohl stieg Wilibalds Herz empor: aber — wir wollen vorher noch anderes versuchen, antwortete er. — Und bald hie bald dort suchte mit eige-

eigener Kraft er an den Mauern empor zu klettern, kam aber immer wieder unverrichteter Sache zur Ebene zurück. — „Du siehst nun, sprach Ahuverus, daß du schwerlich oder nie dein Ziel ohne meine Hülfe erreichest. Sage nur ein Wort" — — Schweig, erwiederte Wilibald; ich sehe nun wohl, wie sehr du mich geäfft hast; gerade jetzt ist nicht der Zeitpunkt zur Rettung, du aber zogst mich vom Drange höherer Gefühle ab. — „Ja wohl, fiel ihm Ahuverus spottend ins Wort; vom Drange nach dem verschleierten Bilde." —

9.

Der selige Abend.

Eben wollte Wilibald antworten, als, von Gottes heiligem Wort zurück, Herr Weiglin in der Mitte seiner Diener einher zog. Ihn begleitete dießmal nicht das verschleierte Bild. -- Seitwärts hinter eine Felsenwand versteckte sich Wilibald und sein Begleiter, bis alles vorüber war. Dann zogen sie wieder abwärts den Berg, zur Herberge, während Wilibald in seinem Herzen tiefen Gram nährte. Gerne hätte er Ahuverus ferner nicht mehr gestattet, ihn zu begleiten; allein man konnte ihn fragen: wohin der lustige Sänger gekommen, den die wilde Jugend von gestern so

gerne verlangte. Also ließ er es für dießmal noch geschehen.

Ein ländliches Festmahl von ländlicher Freude bereitet, war nicht im Stande, die Furchen von seiner Stirne zu bannen. Meist schlich er seitwärts, und sann dem widrigen Geschicke nach, das ihm keinen andern Ausweg ließ, als sich Hülfe suchend, in die Arme des Meisters zu werfen, während dieser die Menge mit Possen unterhielt, und die Zeit wacker verkürzte. So rückte der Abend heran.

Aber jetzt gieng Willibalds Sonne auf; mächtig spannten sich die Saiten seines Herzens. — Stille ward plötzlich das wilde Lärmen der Zecher, dadurch kam Willibald aus seiner Betäubung. Er sah auf und erblickte den Burgherrn, an seiner Seite die reitzende Gestalt vom Morgen. — Herr Weiglin war gekommen, sich nach alter Sitte mit den Kirchweih-Gästen zu erfreuen, dabey mußte das

Fräulein den Ehren-Trunk bieten. Ihr Antlitz verbarg nun nicht mehr der neidische Schleier; aus den himmlischen Zügen konnte die Liebe Seeligkeit trinken. Und Wilibalds Becher war voll. Was sein Herz so lange gewehret, was es nie fühlte, seit dem es Leben und Daseyn schlug, diesem öffnete es sich jetzt in dem Augenblicke, wo er feindlich einherzog. — Doch, wer kennt den Anfang der Liebe und ihr Ende? Vergebens sträubt sich der Jüngling, der Mann und manchmal der Greis ihr entgegen; allmächtig wirkt ihre Hand — auf alle lebende Wesen.

Wilibald hatte wohl der Huldin Gesicht gesehen; ihre Blicke treffen sich einmal — dann aber nicht wieder; denn die Augen senkten sich zur Erde, als hätten sie sich des himmlischen Lichtes zu scheuen; mächtiger aber griffen in des Mannes Herz die Töne der Zitter. Zu ihr sang er nun schöne, liebliche Weisen,

und alles horchte gerne stillschweigend dem Liede, welches aus so voller Seele kam.

Als er einmal geendet hatte, und alles noch still war, lispelte Bertha --- so hieß Herrn Weiglins Tochter -- dem Vater leise etwas ins Ohr, erhob sich dann mit schwebender Grazie, und trug den Becher voll perlenden Weines zu Wilibald. „Des Sängers Lohn!" -- sprach sie mit zarter Stimme, und kredenzte das schöne Doppel-Glas. -- Wilibald stürzte in Hast, als wollte er ein himmlisches Leben verschlingen, den Becher bis zur Neige aus. Dann gab er in Ehrfurcht den Becher zurück, und sagte bescheiden: O, des schönen Lohnes: Wein für den Sänger; Götter werden nicht besser belohnt, als mit Wein, und mit -- -- -- Das Wort Liebe erstarb auf seiner Zunge. -- Die Augen zur Erde gesenkt gieng die holdselige Jungfrau von ihm. --

So schaukelten sich auf den Fittigen der Seligkeit die Stunden hinüber, bis die mit-

ternächtlichen Sterne an den Himmelsbogen zogen, und des Festes Königin mit offener Herzlichkeit aus der Mitte des fröhlichen Völkleins schied. Nicht ahnend, welches Feuer sie in des Sängers Brust entzündet habe, grüßte sie ihn noch freundlich zum Abschied, und bald hernach zerstreueten sich auch die Gäste der festlichen Kirchweihe. —

Ahuverus winkte dem Ritter, — er verstand den Wink, aber seine ganze Seele war anderer Dinge voll. — „Ich will nicht" — war die ernste Antwort des Mannes. Bald darauf schieden sie von einander. Der Zauber=Mann schüttelte mißvergnügt das Haupt; er wußte wohl, wo die Liebe wohnt, habe kein andrer Zauber bleibende Stätte. —

10.

Der Lustwald.

Es schlichen einige Tage dahin; so viel als möglich hatte Wilibald den häßlichen Begleiter von sich entfernt, so sehr auch dieser sich an ihn drängte. Er versprach mit zauberischer Macht des Mädchens Busen zu umstricken, daß sie dem Ritter zu jeglicher Liebe dienstbar seyn müße; dieser aber antwortete: Nur was rein vom Herzen fließt, mundet dem reinen Verlangen. Und rein ist der Wunsch meiner Seele. Ich fühle immer mehr, daß ich deiner niemals bedurft hätte. — Nach diesen Worten entzog er ihm jeglichen Blick; und Ahuverus schied mit zornigen Mienen. — Wilibald aber wandelte umher, verloren in

selige Träume, von Flur zu Flur, am Ufer des Flüßchens, im Schatten des Waldes.

Da war es, wo eines Tages Ritter Weigelin dem Vergnügen der Jagd nachgegangen war; die rüstige Tochter begleitete ihn. Oft hatte sich der Vater gewünscht, Bertha möchte ein Sohn seyn; denn einen männlichen Muth, mit aller weiblichen Schönheit gepaart, trug sie im Busen. Jetzt, wenn der Eber pfeilschnell aus dem Gebüsche schoß, war es die Tochter, welche vor den Vater hintrat, und dem Thiere den Fang gab. Wenn ein fliehender Hirsch weit über das Feld zog, von schnellfüßigen Hunden wacker verfolgt endlich den Wald und die dichten Gebüsche erreichte: da war es Bertha, welche auf einem flüchtigen Jagdroß am nächsten folgte, das Thier an einen Baum band, und dann zu Fuß weit in des Forstes Labyrinthen verschwand. Oft vermißte der Vater die Tochter bis spät am

Abend; immer führte sie das Glück in seine Arme unverletzt zurück.

Am Felsen gelehnt, der über seinem Haupte hundertjährige Eichen trug, einen rauschenden Wasserfall vor sich, sonst ringsum von Gebüschen umschloßen, saß Wilibald, als plötzlich ein aufgeschreckter Hirsch so nahe an ihm vorüberzog, daß der Hut von seinem Haupte fiel. Dem Wilde folgte ein Pfeil — er traf nicht; aber an Wilibalds Schulter streifte er hin, daß augenblicklich Blut floß; der Verwundete verlor die Besinnung. — Als er sich aber bald wieder ermunterte, da erblickte sein Auge das Bild seines Herzens — Bertha stand vor ihm, mit all' dem allmächtigem Liebreitz, der sie schmückte. Zwar das Geflecht ihrer Haare war los; es rollten die Locken mit reicher Fülle hinab auf den Busen, der mächtig schlug unter der sittsamen Hülle. Aber der Wangen Röthe belebte das

sanfte Gesicht; gleich einem Perlen-Kranz bedeckte der Schweiß die Stirne.

Sichtbar entfloh aus ihren Mienen die Angst, als Wilibalds Blick sich erhob, und Freude strahlte aus ihren Augen. Sie hatte bereits heilenden Balsam aus dem Busen geholt, und ohne Verweilen wusch sie des Sängers Wunden mit dem Wasser der stürzenden Quelle, und dann mit dem duftenden Balsam. — Regungslos saß immer noch Wilibald; erstaunt suchte er Worte und fand sie nicht. Auch die schöne Jägerin machte ihrem geängstigten Herzen nur mit wenigen Worten Luft. Das sonderbare Zusammentreffen schien beiden die Wirkung eines wunderbaren Zaubers zu seyn; die Wunde des Mannes spiegelte sich ab in dem Herzen der Jungfrau, auch sie schien ein Pfeil durchdrungen zu haben. „Der Tod, sprach die Holde, soll nicht des Sängers Lohn seyn!" — und Wilibald entgegnete: Wem könnte der Tod willkommner

seyn, als mir, von dieser Hand? — Aber bald versicherte die Jungfrau, daß der fliegende Pfeil nur die weiße Haut geritzt habe und das Fleisch wenig getroffen sey. Das bedaure ich, sagte Wilibald; ich wäre gar zu gerne in Euern Armen gestorben. — Bertha wendete den Blick ab; sie verstand die Sprache, aber sie schwieg. — Wenn es euch denn besser ist, fuhr sie fort, so laßt uns heimwärts ziehn. Mein Vater wird dort am Ende des Waldes meiner harren; er soll euch den Schmerz der Wunde vergelten.“ — O, dachte Wilibald; niemand kann dieß mehr, als die liebreitzende Jungfrau. — Und so schlenderte er mit ihr fort, scherzend mit Worten und freudig in Herzen. Sie erreichten das Gelage des Burgherrn, als eben die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die Gipfel der Tannen vergoldeten.

II.

Der Gast-Freund.

Herr Weiglin war erfreut, die Tochter zu sehen — aber er erstaunte über das selt'ne Begebniß, welches Willibald — den fahrenden Schüler getroffen hatte. „Ich will es wieder gutmachen, sagte die Tochter; gestattet, mein Vater, daß ich daheim auf der Burg seiner pflege bis zur Heilung. — Da musterte Weiglin den Sänger vom Kopf bis zum Fuße. Ihm war es nicht gelegen, so gastfrey er sonst war, auf der Burg Fremde zu beherbergen. Er dachte: mir ist an meines Kaisers Gegner ein großer Schatz vertraut, kein Unstern soll ihn mir entwinden; aber behutsam will ich seyn beym Anblick eines jeden Menschen-Ge-

sichtes. — Doch, weil die Tochter bat, die er über alles liebte, weil des Mannes Auge so redlich schien, so gestattete er gerne eine kurze Bewirthung.

Und so zog Wilibald aufwärts zu den Mauern der Burg, die nun doppelte Wünsche verschließen sollte. An seiner Seite gieng Bertha; sie fragte den trauten Begleiter ins Ohr: „Aber wo ist euer Begleiter geblieben?" — Ich weiß nichts von ihm, erwiederte Wilibald verlegen; ich denke, er ist von hinnen gezogen. — „Nun, das soll mir doppelt lieb seyn, sagte die Jungfrau; denn seht, ich sah ihn nur einmal, aber so verhaßt war mir noch keine menschliche Seele, als dieses Gesicht schon beym ersten Anblicke. Ich wunderte mich damals in der Schenke, wie ihr, dem die redliche Seele vom Auge sieht, an der Seite dieses Häßlichen wohl wandern möget?" — Wilibald war in sich versunken über diese Worte. Mir ge-

lingt wohl, dachte er, das Werk, nach dem ich verlange, ohne Wunder und Zauber zu vollbringen.

Diese Hoffnung führte den Gast in Weiglings festes Bergschloß ein, und er wurde trefflich bewirthet. Während Bertha nach alter, deutscher Sitte Küche und Keller bestellte, zechte der Ritter wacker am Schenktisch, und Wilibald mußte Bescheid thun. „Wenn ihr schon kein Ritter seyd" — Wilibald wollte erblassen — „so fühlt ihr doch vielleicht die Lust der Schlachten." Also sagte der Burgherr. Und dann erzählte er die Thaten alle, die er gethan und auch den Ruhm seiner Ahnen. Jugendlich wurde sein Angesicht, wenn er von der Tugend seines Fürsten sprach; man sah, wie das Blut in den alten Adern sich regte. — Auch Wilibalds Sehnsucht nach Thaten erwachte; sonderbar stand damit die Liebe im Widerspruch. Ganz in sich selbst versunken saß er — achtete nicht auf die Worte des gastlichen Wirthes — „Ihr wünscht wohl

die Ruhe?" -- fragte endlich dieser lächelnd; und gerne sagte Wilibald zu. Ein Blick voll Seeligkeit aus Berthas Auge begleitete ihn zum Schlafgemach. --- Es ward Morgen und wieder Abend; Wilibalds Seele wollte bald vor Verlangen, bald vor marterndem Zweifel vergehen. So schwanden der Tage mehrere hin — ihm winkte die Liebe wohl, aber die Hoffnung trat immer weiter zurück.

Eines Tages, da Herr Weiglin vom Besuche des gefangenen Königs zurück kam, ward er sehr nachdenkend. „Welchen Schatz ich in meiner Burg verwahre, sprach er zu Wilibald, wird euch nicht unbekannt seyn. Ach! wie kränkt mich das Schicksaal dieses Fürsten, der eines bessern Glückes wohl würdig ist. Er vergeht, gleich einem Schatten schwindet er dahin. Nichts tröstet ihn, nur Freyheit ist sein Wunsch — und ich -- darf ihm diese nicht geben. --" „Kommt, fuhr er nach einigen Nachdenken fort, nehmt eure Zitter,

vielleicht erheitert ihn euer Gesang." — Wem war dieses Geboth wohl erwünschter, als Wilibald? Hastig, jedoch nicht ohne Zittern folgte er dem Burgherrn in das Gefängniß des Königs nach. —

Da saß Friedrich, sonst der Schöne genannt, in großer Betrübniß, und schnitzte Pfeile, sich die Stunden zu verkürzen. Haar und Bart waren unbeschnitten; Wilibald kannte kaum die sonst so majestätische Gestalt. Ihm wurde es bange; lange war er nicht im Stande, in die Saiten der Zitter zu greifen; schwankend trug seine Stimme ihm im trostreichen Liede vor: daß die Erlösung nahe sey, und daß die Freuden der Heimkehr das kranke Herz plötzlich heilen werden. — Friedrich faßte nur wenig den Trost des Gesanges auf, doch erheiterte sich manchmal sein Auge. Er kannte Wilibald nicht in dieser Gestalt, obwohl er ihm früher nicht unbekannt war, doch

sprach er ihn freundlich an. Bald hätte sich zwischen ihnen eine Zweysprache entsponnen, die aber Herr Weiglin ängstlich störte, und bald wieder den unglücklichen König der trostlosen Einsamkeit zurück gab. —

12.

Des Sängers Nacht-Lust.

Seh' ich nur ein Sternlein prangen,
O, dieß Sternlein seh' ich gern;
Denn es stillt all' mein Verlangen,
Weil es ist der Hoffnung Stern.

Aber ohne Hoffnung schweben,
O, dieß ist der größte Schmerz!
Und in meinem Busen leben
Lieb' und ein getheiltes Herz.

Läßt sich denn nicht glücklich paaren:
Liebe, Treue, Menschenglück? —
Wenn die Engel es bewahren,
O, dann gieb sie mir zurück!

Daß ich jenes Band zerbreche,
Das mein höchstes Ziel umschließt;
Daß zugleich ihr Mund verspreche:
Deine Hoffnung täuschet nicht. —

Ach, ich stehe und ich wanke,
Ohne Vorsatz steh ich hier;
Doch belebt mich der Gedanke
Nur das Gute helfe mir. —

Oft wandelte Wilibald in des Schloßes Räumen hin und her, bey Tage, und auch in den Stunden der Nacht, sogar seine Zitter ließ er erklingen; dieß ahndete aber der Burgherr. „Ich weiß es wohl, setzte er mildernd hinzu: es ist des Sängers Nachtlust, den lieben Mond zu besingen.“ — Bertha aber gestand sich heimlich ganz andere Dinge, und Wilibald würde sich darüber sehr gefreut haben, hätte er gewußt, was in ihrem Herzen vorging. Denn nicht allein seine Liebe war es, welche ihm den heißen Wunsch einhauchte, das Mädchen zu fesseln; die Hoffnung stieg auch in seinem Innern auf: mit ihrer Hülfe des Königs Befreyung zu erwirken. — Doch fieng Bertha an, ihm diese Hoffnung von Tag zu Tage mehr zu entziehn. Sie

vermied offenbar seinen Umgang — sie entzog sich sogar seinen Blicken, wenn sie Ursache gehabt hätte, dieselben zu suchen. Als er sie eines Tags einsam auf dem Söller der Burg sah, wie ihre Augen — gleichsam ohne zu sehen — hinab ins waldbegränzte Thal schauten, wagte er es, sich ihr zu nahen, und plötzlich ihre Hand zu ergreifen. — Erschrokken bebte Bertha zusammen; sie wollte entfliehen, Wilibald aber umschlang sie mit starken Armen, und schaute ihr voll Wehmuth ins himmlische Auge. — „Laßt mich, sprach die Jungfrau; schon zu weit hat sich mein Herz geöffnet. Wollt ihr ein redlicher Mann seyn, so helft mir eine Flamme ersticken, welche uns beyde nur unglücklich machen kann." — Unglücklich? erwiederte Wilibald; wie kann doch der edelste der Triebe Unglück bereiten? Seht, mein Herz erglüht in hoher Wonne, ich glaube an eines Engels Seite zu athmen. — „Deutlich genug sagten mir dieses schon

früher eure Blicke, fuhr Bertha fort; aber eben dieses war es, warum ich euren Umgang vermied. — Laßt mich, Ritter! die Liebe mag beglücken, ich fühle es; aber mir — mit euch — ist dieses höchste Glück nicht vergönnt.“ — Wilibald wollte eben fragen: Warum nicht? als Bertha sich aus seiner Umarmung losgemacht hatte, und einige Schritte zurück trat. — „Ich habe euch in diese Burg eingeführt, sagte sie, ich sah euch gerne, ich heilte eure Wunde, an der ich Ursache bin. Auch ihr habt mich verwundet, und es ist nun an euch, diese Wunde zu heilen.“ — Unwillkührlich hatte sich Wilibald auf seine Knie niedergelassen; er huldigte dem Engel seines liebenden Herzens. — Was soll ich thun? — fragte er in banger Erwartung. — „Gelobt mir zu gehorchen, was es auch sey,“ sprach Bertha; — Wilibald schwor bey der Stärke seiner Liebe. —

Da forderte Bertha — Thränen begleite-

ten die Worte, daß er bald, recht bald, die Burg verlasse und von hinnen ziehe, um vielleicht nie mehr wiederzukehren. „Ewig will ich dabey Euer in Liebe gedenken.“ Diese wenigen Worte sollten Balsam auf die Wilibald geschlagene Wunde seyn. —

Er aber stand auf, und lehnte sich trostlos an das Gitter des Söllers. — Warum wollt ihr den Mann fliehen, sagte er, dessen Liebe größer ist, als sein Schicksal? Wohl fällt es mir bey, was die holde Bertha von meiner Seite verscheucht. Ihr seht in mir nur den Leyermann — den fahrenden Schüler; und Eurer würdig ist — nur eines Ritters Hand; — Grausames Schicksal! das den Sänger der Liebe vom Glücke der Waffen trennt! —

Wohl hätte sich Wilibald gerne noch einmal zu Bertha's Füssen geworfen, um ihr zu bekennen, daß er nicht sey, was er scheine. Aber die Klugheit gebot ihm zu schweigen. Wie hätte die Tochter eines Baiern den Feind,

den Verräther am Vaterlande lieben können? -- Er schwieg also, und versprach zu gehorchen. Ein einziger Kuß sollte der Lohn aller seiner heißen Gefühle seyn. — Die Sonne neigte sich; der folgende Morgen sollte ihn auf ewig vom Ziele seiner Wünsche scheiden. — Wilibald schien indeßen fröhlich im traulichen Abendzirkel. Herr Weiglin ergötzte sich an seinem Gesange; das ganze Burggesinde empfand eine muntere Regung. Nur Bertha fühlte sich zur Wehmuth hingezogen, und bitterer Gram schlich sich in ihr Herz. Sie fand nicht Ruhe, als alles zur Ruhe war. Und noch einmal wollte sie der Liebe süsses Spiel in trauten Gesprächen genießen; sie wanderte, in ein sittsames Nachtkleid gehüllt, in dem Zwinger der Burg umher — um vielleicht dort den Liebling ihrer Seele zu finden. — Der volle Mond leuchtete so schön, die Grille zirpte im alten Gemäuer, alles war stille. Wilibald war nirgends zu sehen.

Bertha's Herz kränkte sich; sie gieng in das Schloß zurück und fragte die Wächter, ob sie den Sänger hätten wandeln sehen? — Da bedeutete man ihr: daß er noch spät die Burg habe verlassen, stürmisch und wild, und auf Ermahnen, bald zurück zu kommen, weil sonst nicht mehr könnte geöffnet werden, habe er versprochen, nie mehr wieder zu kommen. —

Entrüstet kehrte Bertha in ihr Schlafgemach zurück. So plötzlich zu scheiden! — Doch war sie nicht selbst die Schuld hievon? — Liebes-Schmerz öffnete den Quell ihrer Thränen. —

13.

Macht des Segens.

Willibalds ganzes Hoffen war eitel. — Er gieng, ohne sich auf den weitern Verfolg seines Lebens zu besinnen. In mondheller Nacht setzte er sich auf ein wildes Gestein am Ufer des Flüßchens. — Nicht mit vergebener Liebe wollte er Bertha quälen; er schied ohne Lebe-Wohl, jedoch nur mit eigenem Schmerzen. Herrn Weiglins Vorsicht hatte ihm jedes Mittel genommen, des gefangenen Königs Befreyung zu bewirken. Was sollte er nun beginnen? Sollte er, ohne den mindesten Erfolg heimziehen zur trostlosen Königin? — Welche Hülfe bot sich ihm noch dar? — Ahuverus! seufzte er unwillkührlich, und schauder-

te zusammen, als er den Ton seiner eigenen Worte vernahm. -- Und bald darauf wurden Fußtritte laut; es nahete sich ihm eine männliche Gestalt; er erkannte in ihr den Zauber-Mann. — „Du hast mich gerufen, redete ihn dieser an: was willst du von mir?" — Mit männlichem Trotze erwiederte Wilibald: Ich will, daß du mir dienest! -- Ahuverus lächelte; er bot ihm willig die Hand, und setzte sich zu ihm auf die abgerissenen Stücke des Felsens. — Wilibald gerieth in heftige Bewegung -- es bestürmte Mißmuth und Hoffnungslosigkeit sein Herz; nur im Wunderbaren sah er noch Rettung. -- Nach langer Zweysprache, nach langem Zaudern ward der Bund geschlossen, Ahuverus versprach — und Wilibald setzte sein eigenes Herz zum Lohn aus — er versprach: nicht mehr zu lieben.

Denn die Liebe ist eine Tugend; alles Gute keimet nur in ihr. Wer zu lieben aufhört, hat den Weg zum Abgrund betreten. —

Es war bereits die Mitternacht herangerückt; der gefangene Friedrich und seine Wächter lagen im Schlummer. Die Träume des Königs waren von schreckhaften Bildern voll. — Ihm dünkte: es habe eben der fahrende Schüler, den man vor einigen Tagen in seinen Kerker gebracht hatte, ein trostreiches Lied geendet. Aber dieses Lied verkehre sich in Spott: Man reiche ihm auf einer Seite Scepter und Krone, und auf der andern einen Becher mit Gift. Die Angel seiner Kerker-Thüre fingen zu beben an, das Eisengitter des Fensterleins thue sich auf, man winke ihm zur Flucht — er strebte empor, aber eine Kette, mit hundertfältigen Gewichte beladen, warf ihn wieder auf sein Lager zurück; er griff nach dem segenvollen Heilandbilde, das an seinem Halse hieng, er schrie laut auf — und hierüber erwachte er. — Und er sah, was er geträumt hatte. Das kleine Fenster seines Kerkers war zum Thore geworden; vor demselben hielt ein

schwarzes Roß — auf einem Gleichen saß der fahrende Schüler. — Und eifrig winkt' er ihm zu folgen. — „Wer bist du?“ — fragte voll Entsetzen der König. Schauder warf ihn beynahe zu Boden. — O, frage nur nicht, wer ich sey, erwiederte eine schwankende Stimme. Willst du anders entkommen, so eile herbei, und besteige das Roß; es bringt dich ohne Gefahr — an Seel und an Leib — zum Ziele aller deiner Wünsche. — Aber der erstaunte König waget nicht zu folgen. Klar sieht er vor sich das Werk des Bösen; er betet, er ruft — es öffnen die Wächter die Thüre des Kerkers. — Und als diese das Wunder erschauen, ergreift auch sie Schreck und Entsetzen. Kreuz und Seegen, und lautes Gebet machen den Spuck erzittern. Des Königs wachsender Muth hält das geweihte Bild des Heilands dem Abentheuer entgegen — der fahrende Schüler, indem er nach des Königs

Hand greifen will, erfaßt es, und — der Schlag eines Donners wirft alle in Betäubung hin. —

Nach geraumer Zeit erst ermunterte sich der König und seine Wächter wieder. Das ganze Burggesinde war herbey geeilt, von dem Getöse aus dem nächtlichen Schlummer geschreckt. Auch der Burgherr kam und Bertha, zitternd und zagend. — Erblaßt waren alle Gesichter, man fand nicht Worte. Ein schmerzliches Stöhnen, das aus der Tiefe des Burgzwingers zu kommen schien, war allein von aller Erscheinung übrig geblieben. Als dieses nicht enden wollte, faßten die Herzhaftesten den Muth und giengen mit Fackeln dahin. Der volle Mond hatte sich bereits verloren; dichte Finsterniß herrschte. Aber der Fackeln heller Schimmer zeigte den Forschenden bald einen Mann, dessen Gesicht mit Blut bedeckt war, so daß ihn niemand erkannte. — Man hob ihn auf, und trug ihn hinauf in das Zimmer des Burgherrn. Als man das Blut von Stirne und

Wange gewaschen hatte, da erkannte Herr Weiglin den fahrenden Schüler. Zorn und Unwille bemeisterte sich seiner; er wollte den Unglücklichen augenblicklich tödten. Aber Bertha hielt bittend sein Schwert zurück. „O, rief sie ängstlich: Laßt ihn nicht sterben im Bunde mit dem Bösen.“ — Und sie wusch wie ehemals seine Wunden mit Wein und Balsam, und gab ihm einen lindernden Verband. — Wilibald fühlte wenig von allem diesen. Nur als man seiner krampfhaft zusammen gezogenen Hand das Bild des Gekreuzigten entzog, schlug er die Augen auf, und ein lauter Seufzer entfuhr seiner schwer athmenden Brust. Darauf ward er in das Burgverließ getragen und ihm Wächter beigegeben; denn man mußte befürchten, daß von Stunde zu Stunde des Mannes Seele entfahre. — Aber seine starke Natur überwand die Gewalt des Todes. In der Morgen-Dämmerung kehrte sein Bewußtseyn vollends zurück. Er ver-

langte zu sprechen; die Wächter aber hießen ihn schweigen, bis Herr Weiglin komme, von ihm Rechenschaft zu fordern. Darauf entschlummerte er, und beym Erwachen am hellen Morgen, stellte sich ein heftiges Fieber ein. Mehrere Tage wich die Besinnung wieder von ihm; er lag und kämpfte, bis er sein Leben errang.

14.
Sieg über den Bösen.

Inzwischen hatte sich ringsum die Sage von dem schrecklichen Vorfall verbreitet, und lange hieß es im ganzen deutschen Lande: es habe ein Meister schwarzer Kunst dem Herzoge Leopold verheißen, seinen Bruder, den schönen Friedrich, durch den Teufel entführen zu lassen.

Aber der eigentliche Held dieser Begebenheit büßte schwer; denn obwohl er nach einem Monate außer Gefahr war, sein irdisches Daseyn zu verlieren, so rückte doch die Zeit einer fürchterlichen Prüfung heran. Bisher ließ man ihn ein heiteres Gemach genießen, sein König bewohnte kein besseres,

als aber seine Gesundheit wiedergekehrt war, da forschte der Burgherr näher nach dem tollkühnen Beginnen des fahrenden Schülers. Wilibald verläugnete seinen Stand nicht weiter. „Ich bin Ritter, sagte er, und nannte seinen Namen; ich darf von euch anständigen Verhaft fordern.“ Herr Weiglin aber verneinte dieses voll Mißtrauens. -- Ihr ward mein Gastfreund, sagte er, und habt mich betrogen; ich fürchte, ihr suchet mich wieder zu betrügen. Ein Ritter und ein Mensch, wie er seyn soll, tritt nicht in den Bund mit dem Bösen. Nur dieser kann euch wieder aus meiner Haft entledigen. —

Und fort in einen tiefen Kerker ward er geschleppt; es schien, daß er des Tages Licht nie wieder erblicken sollte. Kaum daß Sonne und Mond die engen Wände erhellten; kaum daß er genüglich Nahrung erhielt, sein armes Leben zu fristen. — Wenn er denn so da saß auf faulem Stroh, und seines Geschickes ge-

dachte; da ergriff beynahe Verzweiflung seine Seele; doch fieng er an, sich fest an das Gebet zu halten, und aufwärts zog es ihn, so schwer ihn auch die Last der Erde drückte.

Aber alle diese Leiden glichen nicht dem Kummer seines Herzens. Er hatte die Liebe abgeschworen: aber mächtiger ergriff sie ihn wieder, seit er das Bild des Heilandes in Händen hatte. Sie wich nicht von ihm, auch da er jetzt einsam im Kerker lag. Aber Zweifel stiegen auf in seinem Innern wegen Bertha's Liebe. Sie wird nun wissen, daß ich Ritter bin, ihrer würdig, dachte er; allein — ich bin auch ihres Vaterlandes Feind, sie wird mich hassen. Und dieses Gefühl war ihm unerträglich; er wünschte nichts, als sich vor den Augen seiner Geliebten rechtfertigen zu können, noch einen Blick der Versöhnung und Liebe zu empfangen, und dann — von des Lebens wandelbaren Gütern zu scheiden.

Als er einst, wie gewöhnlich, den Tag

und die Nacht hindurch, von diesem Wunsche träumte: da öffnete sich plötzlich die Thüre seines Kerkers, leise, ohne Geräusch, gleichsam als wäre sie zu einem Luftbilde geworden, und — Ahuverus trat herein. „Du hast mich zwar nicht gerufen, war seine Anrede; aber ich komme dir doch wahrscheinlich willkommen. Siehe, schon lange wollt ich zu dir; allein ein mächtiger Zauber hielt mich zurück. Laß uns von dem nicht sprechen, was geschehen ist; nicht ich — dein König stürzte dich in den Abgrund. Mit meinem Wesen verträgt sich kein heiliges Bild — ich kann, ich darf es nicht nennen. All' meine Kraft ist gelähmt, sobald mich sein Name berührt." — Wilibald war zweifelhaft, ob er diesen Namen nennen sollte. Er war fest entschlossen, es ewig nicht mehr mit dem Bösen zu halten.

Alle meine Leiden, die ich jetzt trage, erwiederte er, trage ich gerne, weil mir die Liebe

wieder gegeben ist. Wir haben mit einander weiter nichts mehr zu verkehren, unser Bund ist gebrochen, seit deine Zaubergewalt ohnmächtig geworden ist. -- „Du hast den Zufall selbst dir bereitet, fuhr Ahuverus fort; obwohl ich auch hierüber noch manches Wort sprechen könnte, so sey doch alles vergessen. Aber ich denke, — die Gegenwart drückt dich mehr, als sonst. Die strenge Winterzeit naht; dein Kerker ist feucht und kalt, du wirst dem Ungemach unterliegen. Feinde sind im Anzuge, sie werden die Veste belagern; da gedenkt kein Mensch an den Gefangenen hier unter der Erde! du wirst den schrecklichen Tod des Hungers sterben.“ — So laß mich sterben, rief Wilibald; der schrecklichste Tod ist nur einmal zu dulden; ich will ihn, ich suche ihn. — „Bertha liebt dich noch, mit dem höchsten Feuer der Liebe; ihr Vater ist es, streng und unerbittlich, der sie von deinem Kerker zurück hält.“ — Bertha liebt mich noch, seufz-

te Wilibald, und faltete die Hände; er warf bedeutende Blicke auf den häßlichen Abuverus. —

„Wie schön, fuhr dieser fort, lebt es sich im Arm der Liebe. Und die Freyheit verschafft dir nicht allein dieses hohe Gut, sondern noch mehr — am Throne deines Fürsten Ehre, Ansehen, Macht. Dafür, schlafe wohl, in dieser Gruft; das Licht des Tages leuchtet nicht mehr für dich; das Licht der Augen deiner Bertha wird verlöschen, Gram erdrückt ihr Herz. Ich fordre ja die Liebe nicht mehr zum Lohn des Bundes; gieb nur" — Wilibald hieß ihn schweigen. Er hatte sich alle Schrecken des Todes vorgestellt, und wankte nicht. — Was ich für meinen König geben wollte — vor dem Throne der Allmacht wird es mir verziehen seyn; allein meiner Rettung wegen, und erwartet mich auch das Schrecklichste, trete ich nicht in den Bund mit dem Bösen. — Als aber Abuverus Bertha's treue

Liebe, und das Glück, in ihren Armen zu leben, schilderte: da wankte Wilibalds Entschluß. Doch stieg plötzlich ein würdiges Gefühl in seiner Seele auf, und abermals sprach er: Was ich für meinen König thun wollte, soll nicht meiner Liebe wegen geschehen. Weiche von mir — nicht mehr will mein Auge dich sehen, weder im Leben noch im Tode. — Ahuverus wich — doch sträubt' er sich; Wilibalds Segen trieb ihn fort, der sein Schicksal seinem Gotte befahl. —

15.

Der Fürsten Versöhnung.

In dieser Stunde, wo Wilibald im Kampfe mit dem Bösen lag, pflegte Bertha des Gebetes. Inbrünstiger als sonst war der frommen Jungfrau Flehen. Gebetet hatte sie, als Wilibald im Fieber-Wahnsinn lag, und Gottes Segen rief sie an, als in des Kerkers Tiefe der Mann ihrer Liebe geworfen wurde.

Herr Weiglin liebte seine Tochter mehr, als sich, aber mehr als seine Tochter liebte er seinen Kaiser, und die Ehre, die er von ihm genoß, und die Treue, die er ihm geschworen. Strenger als sonst bewachte er den schönen Friedrich; nie verließ er seither die Veste; den größten Haß trug er gegen Wilibald. — Ver-

tha mußte schweigen, wollte sie den Vater nicht im höchsten Zorn entbrannt sehen. Die Qual der Liebe nagte an ihrem schönen Herzen; Leiden fiengen an, sie zu verzehren.

Auf der Trausnitz war es seit den Tagen jenes Spukes so ruhig, wie im Grab. Die Seufzer Friedrichs drangen nicht durch den kalten Stein; vergeßen war der erhabene Fürst beynahe von allen Edlen Deutschlands; nur seiner Gattin Thränen floßen, wie ein ewiger Born, und seines Bruders Schwert rastete nicht; es schlug den Feinden Wunden ohne Zahl.

Und auch eines edlen Fürsten Herz schlug mächtig noch für ihn. Es war das Herz des Jugendfreundes -- seines eignen Gegners Herz. Ludwig, den Kaiser, schreckte nicht der Trotz des Herzogs Leopold, nicht der Fluch des Pabstes. Doch wenn er des gefangenen Freundes gedachte, dann traten Thränen in sein klares Auge; sein Herz schlug dem Freun-

de entgegen; doch was sein eigenes Herz beschloß, das widersagte ihn der Seinen Rath -- das Wort der Fürsten, die ihm Freunde waren. So blieb es lange, so mußte Friedrich sich mehr und mehr im Leid verzehren.

Die Obsorge für das Reich drückte den Kaiser sehr; Deutschlands Noth zu mildern, lag ihm mehr am Herzen, als sein eignes Haus. So saß er eines Tages, in ernste Arbeit versunken. — Da meldete sich ihm ein frommer Mann — Gottfried, Abt der Karthause zu Mauerbach. Gütig vergönnte ihm Ludwig das Wort. — Gottfried war des gefangenen Königs zu Trausnitz Beichtiger; er kannte des Unglücklichen ganzes Herz und dessen unermeßliche Leiden. Mit aller Wärme der Beredsamkeit stellte er diese dar, frommes Mitleid erhöhte die Kraft seiner Worte, und begeisterte ihn. „Seinen Leichnam nur, nicht mehr seinen Leib werden die Seinigen sehen." — Also schloß sich die Rede, und dem

Auge des Kaisers entstürzten Thränen. Seine Gefühle waren aufgeregt, die alte Jugendliebe forderte ihre Rechte mit Macht. — So will ich denn auch, sagte er, seinen und meinen Wünschen nicht länger entgegen seyn. Mag Deutschland, mag ganz Europa meine Handlung tadeln: ich will einmal meinem Herzen folgen. —

Und zur Stunde saß er auf, nahm einige treue Begleiter mit, und jagte durch sein liebes Baierland, über die Donau, nach der Pfalz, und nach dem hohen Schloße der Trausnitz. — Hocherschrocken empfieng ihn der gefangene Friedrich; er besorgte sogar das Aergste — war nicht mächtig, sich zu erheben. Es war aber Ludwigs Angesicht engelmild; Friedrich glaubte die alte Jugendliebe wieder zu sehen. Und noch freundlicher waren die Worte des Kaisers. Die Freyheit gab er ihm, ohne Lösegeld, aus Liebe zum Frieden, damit die schuldlosen Länder nicht mehr der Wuth

des Krieges unterliegen; um des Menschenblutes zu schonen, wollte er mit ihm theilen Kron' und Würde. Beyde sollten dem deutschen Reich mit Macht und Ansehen gemeinschaftlich vorstehen; und sollte sich jemand ihrem Einverständniße widersetzen, so wollten sie ihn mit Gewalt zwingen, es anzuerkennen: er sey Fürst oder Diener, oder auch jener, der Pabst sich nennt. -- Froh gelobte Friedrich den redlichen Bund mit Handschlag, nach alter, deutscher Sitte; auch fügte er noch bey, zur Bekräftigung seiner Sühne die Hand seiner Tochter Elisabeth Stephan, dem Sohne Ludwigs, zu geben. „Es soll dadurch unser alter Freundschafts-Bund erstarken; Fürst und Volk sollen Freunde seyn."

Innig gerührt waren beyde. Ludwig führte den König Friedrich, wie im Triumphe aus dem Kerker, aus der Burg, zuerst nach der nahen Karthause Mauerbach. „Unser erstes Beginnen soll Dank und Gebet seyn!" also

riefen die Fürsten. Ein feyerliches Hochamt wurde gehalten; aus den Händen des Abtes nahmen beyde den Leib des Herrn; tief bewegt fielen sich dann diese Helden der Vorzeit in die Arme, um den Hals, und küßten einander vor allem Volke. —

16.

Des Kerkers Labsal.

Ahuverus hatte die Leiden Wilibalds nicht so schrecklich vorhergesagt, als sie wirklich über ihn einzubrechen schienen. Des Winters ganze Strenge, des Kerkers fürchterliche lange Nacht fühlte er in vollem Maaße, und nur das höchste Vertrauen auf Gott stärkte seine sinkenden Kräfte, daß er nicht unterlag. Er gewöhnte sich, nur diesen Gedanken zu hegen, und zitterte, wenn er nur der Gestalt — geschweige des Namens gedachte, der seines Kerkers Pforten konnte erschüttern. Hunger, körperliche Leiden, Angst — beynahe Verzweiflung umfaßten ihn einst, den Schlangen gleich, welche ein schuldloses Lämmchen umstricken. —

Laute Seufzer entflohen seiner Brust, er wünschte nichts mehr auf Erden, er flehte nach dem Ausgang des Lebens. — Von Leiden erdrückt schwand sein Bewußtseyn; ein Schlummer, wie er schwer Erkrankte überschleicht, deckte sein Auge. —

Bertha, Engel der Liebe! nimm den Kelch des Leidens von den Lippen deines Geliebten, daß er nicht verschmachte, während dein Auge wacht! —

Oft war Bertha um die Mauern des Thurmes gegangen, bey Tag und bei Nacht, wo der geliebte Sänger nach dem Willen ihres unerbittlichen Vaters schmachten mußte. In der Stunde aber, wo gräßliche Seufzer aus der Tiefe herauf hallten an ihr horchendes Ohr: da glaubte sie eines Sterbenden letztes Röcheln zu vernehmen. Von unbezwinglicher Angst ergriffen, von Verzweiflung geführt, eilte sie zu ihrem Vater. Sie bat nicht, sie forderte ungestüm die Schlüssel zum Ker-

ker -- sie riß selbe an sich, und floh fort, in die Tiefe des Schloßthurmes. Die Hast vereitelte das schnelle Aufriegeln der Bande; als aber der Thüre Flügel weit aufflogen, da stürzte sie über ihn, und badete sein Antlitz, das kein Strahl der Sonne beleuchtete, mit Thränen. — Vater Weiglin, mit seinen Dienern, kam später mit einer Leuchte nach. Er sah den Jammer seiner Tochter, und die Rinde seines Herzens schmolz. Er verwünschte seine Härte, und bereute des Mannes Tod; denn für todt hielt ihn Jedermann. — Als aber dieser unvermuthet das Auge wieder erhob, da ward Berthas Freude beynahe zum Wahnsinn.

Herr Weiglin ließ von Stunde an ab von seiner Strenge. Es ward dem gefangenen Ritter ein helles Gemach; gleich dem seines Königes und Bertha war es, welche ihm nun an jedem Morgen Speise und Trank brachte. Der Ritter genaß bald wieder zu seiner vo-

rigen Blühte. Sogar Freude kehrte wieder in sein Herz; denn wenn der Engel der Liebe uns labt, sey es auch in den Tiefen des Grabes, wir werden leben und froh seyn. —

„Bertha! sprach Wilibald eines Tages; wie verdanke ich dir deine Liebe, mein Leben! Aber dieses Leben ist nichts, ohne deine Hand. Ich bin Ritter, geliebt im Heere Leopolds, ausgezeichnet von ihm, aber — ich habe keine Güter, kein einziges Schloß, wohin ich mein junges Weib führen könnte. Aber mein Fürst belohnt Tapferkeit und Treue. Wahr ist es, ich kam hierher, meinen König aus den Banden des Kerkers zu führen; und wäre es gelungen, er hätte mich königlich belohnt. Er würde es noch thun, wenn ich dieses Ziel erreichte — und damit den Besitz deiner Hand." — So sprach Wilibald, und mit abgemessenen Worten gab er Bertha zu verstehen, daß sie mit ihm — und mit dem gefangenen Friedrich entfliehen möchte. —

Als Bertha, die ihm voll Erstaunen zuhörte, dieß vernommen hatte, wand sie sich unwillig aus seiner Umarmung. — Wohl, sprach sie, hat mich mein Vater gewarnet vor der Stimme des Verführers. Ritter! ihr liebt mich nicht. — „Bey Gott!" — betheuerte Wilibald. — Aber Bertha fuhr fort: Glaubt ihr denn, eine Baierin könne den Feind des Vaterlands lieben, so lange er feindlich gegenübersteht? — Nein! den Feind hasse ich in euch, so lange er nach Baierns Wunden trachtet: der Gefangene aber sey mein Freund! — Euch gab ich mehr — ich liebte euch. Jetzt aber, da ihr auf Böses sinnet, muß ich euch — verlassen. — — Es herrschte eine lange Stille; Wilibald hielt Bertha's Hand fest. — Glaubt ihr denn, fuhr sie fort, ihr hättet nicht namenloses Elend über mein Vaterland verbreitet, wenn es euch gelungen wäre, mit — Gott sey mir gnädig! den Künsten des Bösen, Friedrich zu entführen? — Wie na=

menlos elend hättet ihr meinen Vater gemacht und mich; denn die Tochter theilt die Ehre des Vaters. Ich bin stolz darauf, daß es mein Vater ist, der den Feind des Vaterlands bewachet; ich würde nicht mehr wünschen, seine Tochter zu seyn, wenn er je seine Treue verletzte. — — Vielleicht ist all mein Lieben vergebens, fuhr sie nach einer Pause wieder fort; vielleicht ist es ein Verbrechen, daß ich euch je geliebt habe oder noch liebe. Ich will wenigstens der Warnung meines Vaters folgen, und mich sorgsam vor der Stimme des Verführers bewahren. —

So sprach Bertha, erhob sich und entfloh. Vergebens erwartete Wilibald ihre Wiederkehr; es ward ein zweiter, ein dritter, ein sechster Morgen: die Jungfrau kam nicht mehr. Mit trocknen Worten setzte ein Diener sein Labsaal hin — es war nicht mehr ein Labsaal der Seele und des Leibes zugleich, wie es sonst war, aus Berthas Hand. —

So blieb es, bis in des Winters letzte Tage. Da war es, wo der Kaiser mit seinen Edlen nach Trausnitz kam. Als er seinen großen Gegner — seinen Jugendfreund Friedrich aus den Thoren der Feste geführt hatte, da öffneten sich auch die Pforten von Wilibalds Gefängniß. Herr Weiglin gab ihm die Freyheit unbedingt, und ein Schwert und eine Rüstung, wie sie dem Ritter gebührt. Darauf führt er ihn nach dem Burghof; hier stand ein wieherndes Pferd für ihn. „Laßt uns Freunde seyn, Ritter! so rief er; unsere edlen Fürsten sind es ja auch.“ — Darauf gab er ihm den Handschlag der Freundschaft, und wünschte ihm gute Reise. —

Wilibald ließ alles dieses mit sich geschehen, gleichsam ohne Regung. Er hoffte immer, Bertha werde kommen, sie werde ihm verzeihen — er werde den Preis ihrer Liebe mit sich in die Heimath nehmen. Aber Bertha kam nicht; Vater Weiglin erwähnte die

Tochter nicht. — Jetzt, in des Scheidens letzten Augenblicken, preßte ein Seufzer den Namen „Bertha" aus des Ritters gedrängtem Herzen. Sein forschendes Auge schwamm dabey in Thränen. — Der Burgherr verstand ihn, er sagte: Wenn Leopolds Schwert nicht mehr nach Baierns Fluren gekehrt ist: dann kommt als Freund! Des Vaterlands Tochter darf keinem Feinde liebend ins Auge sehn. —

Also schied Wilibald von dem Orte seiner Leiden, nun dem Orte seiner Sehnsucht. Er zog fort nach Oestreichs Gefilden, seinem Könige nach, und wo er durchzog, waren die Thore der Städte, die Hütten des Landmanns bekränzt: denn der Friede zog mit den Fürsten, welche Arm in Arm einander geleitet hatten. Baierns und Oesterreichs Lande glichen einem weiten Tempel der Freude. —

17.

Heimkehr und Wehmuth.

Es ward zu München feyerlich die Urkunde ausgefertigt über die — zu Trausnitz getroffene Unterredung, damit sie auch den Fürsten des Reichs zur Genehmigung vorgelegt würde. Darin verhieß Friedrich, wenn dieselbe nicht erfolgte, oder er den Vertrag überhaupt nicht halten könnte, so wollte er wiederkehren, freywillig, in das Gefängniß zu Trausnitz, und zwar um die Zeit der Sonnenwende. — Unter dem Trostspruche des kaiserlichen Freundes zog er darauf hinweg, und kam gegen Oesterreich wieder.

Und es fanden sich die königlichen Gatten nach langer, schmerzlicher Trennung. Ach,

das Entzücken des Wiedersehens ward getrübt durch die Folgen früherer Leiden! — Bitterer Gram hatte die jugendlichen Blüthen von den Wangen der edlen Königin gepflückt; die Schönheit des Königs war zerfallen; Friedrich und Elisabeth erkannten einander nicht mehr. — Und als sie sich erkannt hatten, da floßen in langer Umarmung Thränen der Wehmuth. Die tiefgeschlagenen Wunden bluteten fort, selbst da die Sehnsucht der Herzen gestillt war.

Aber auch dieses Glück war nicht von langer Dauer. Kaiser Ludwig hatte zu Ulm den versammelten Reichsständen seinen — und Friedrichs von Oesterreich Entschluß bekannt gemacht; allein die deutschen Fürsten verweigerten die Genehmigung. Friedrichs eigener Bruder, Leopold, legte das Schwert nicht nieder; er wüthete fort in Schwaben und Baiern, und sammelte große Streit-Kräfte. Denn er wollte Deutschlands Krone allein auf dem Haupte des schönen Friedrichs sehen. —

Am meisten widersetzte sich der Vereinigung der Fürsten des Pabstes Heiligkeit. Friedrich flehte ihn um Versöhnung an mit Ludwig dem Baier; der große Fürst, größer als sein Schicksal, that sogar in offenen Briefen auf die Krone des Reiches freiwillig Verzicht, nur um dieselbe dem Haupte des Freundes zu sichern. Aber alles vergebens! Unerbittlich stand der Wille der Mitwelt seinem Entschluß entgegen; seine Großmuth, seine Tugend begriff der eiserne Zeitgeist nicht. —

Da, als alles seinem Herzen entgegen war, entschloß er sich, wenigstens dasjenige zu erfüllen, was noch in dem Kreise seiner eignen Möglichkeit lag. Er sandte seine Tochter Elisabeth zur Verlobung nach München, und um ganz deutsch und treu am redlich gegebenen Worte zu halten, schickte er sich auch an, zum Kaiser nach München, wie er gelobt hatte, zurück zu kehren, um sein Gefangener zu seyn.

Es waren die Monde der gegebenen Frist verflossen; Friedrich machte sein Vorhaben den Seinigen kund. --

O, was ist Hoheit, was sind alle Schätze der Erde für das arme Herz, wenn es menschlicher Jammer erfüllt! „Nicht die Krone will ich ja, und nicht die Gewalt eines Herrschers; laßt mich, ihr Völker! nur ruhig in den Armen meiner Lieben athmen!" -- So rief Friedrich aus, als er sah, daß seiner Gemahlin Herz gebrochen war. Der Zustand dieser edlen Königin war unbeschreiblich; Friedrich jammerte an ihrem Krankenlager; ihr mattes Auge sah ihn bittend an, ihre Hände falteten sich, die zitternden Lippen trugen den Hauch der Worte: „Verlaß mich nicht!" — Die grauenvolle Einsamkeit war nicht im Stande, Friedrichs Seele so sehr zu erschüttern, als dieser Anblick. — „Wäre ich der Bettler einer, sprach er, ich würde mein Wort brechen, weil ich dadurch meine Lieben beglückte. Aber

ich bin Fürst; mein Wort gilt für die Welt — sie kann untergehen, aber das Fürstenwort muß in Wahrheit bestehen.“ --- Du wirst mich nicht wiedersehen! — schluchzte Elisabeth. Der König legte sein Haupt an ihre Brust und weinte lange. —

Es kamen viele seiner Räthe, sie versprachen durch kluge Schriften sein Zurückbleiben zu rechtfertigen; es standen seine Edlen um ihn, eine tapfere Schutzwehr gegen alle, welche es wagten, Hohn oder Trotz zu sprechen. Aber der König neigte sein Haupt in Frieden. Die eignen Thränen verbargen ihm den Jammer der Seinigen — er trennte sich, er entsagte dem irdischen Himmel, und zog in die Knechtschaft fort, sein Fürsten-Wort zu lösen. Nach einer schweren Reise kam er nach München zurück. —

Herzlich empfieng ihn dort der Jugendfreund, Ludwig weinte mit Friedrich, beyde beklagten die Härte eines Schicksals, welches

ihren gemeinsamen Untergang zu heischen schien. Sie speisten fortan an einem Tische, und schliessen in einem Bette, wie sie in ihrer Jugend gethan. Friedrich, dem alles Glück und der Genuß der ehelichen Liebe versagt war, genoß in reinen Zügen das Glück der Freundschaft, und sein Geist schwang sich unter Schmerz und Freuden zum schönern Daseyn empor.

18.
Fürsten-Größe.

Heidnische Völker aus Lithauen waren in die Mark Brandenburg eingefallen. Ludwig hatte dieses Land seinem Erstgebornen zum Reichslehen übergeben. Hart war er bedrängt; der Kaiser war um das Glück seines Sohnes bekümmert. Da war er gezwungen, seine Macht zu sammeln, und persönlich zu Hülfe zu eilen. — Aber sein eignes Baierland war von Feinden hart bedroht; Leopold hatte aus des Pabstes Schätzen ansehnliche Summen bezogen, und eine Macht gesammelt, welche größer als je war. Mit dieser wollte er an Baierns Gränze ziehen. —

In dieser grausamen Verlegenheit ersuchte

der Kaiser seinen fürstlichen Freund, während der Zeit seiner Abwesenheit seine Gemahlin und Kinder, so wie das Land überhaupt gegen Jedermann in Schütz zu nehmen, der sich indeßen mit feindlichen Absichten nähern möchte. — Friedrich versprach es; er bekannte in offener Schrifft: „daß er sich unterwunden habe, seines lieben Kaisers Wirthin Frau Margaretha, die Kaiserin, und des Kaisers Kinder, und das Land zu Baiern, und Leut' und Güter zu pflegen, in seines Herrn des Kaisers Namen." —

Also zog Ludwig fort, weit weg vom Vaterlande, mit jener Ruhe des Herzens, als wäre sein Liebstes in eigener Hand. Und Friedrich pflegte des Landes, als wär' es sein eigenes.

Bewundernd steht die Nachwelt vor diesem Bilde; mit Ehrfurcht gedenket der Deutsche an seiner Väter alte Treue. Und der Pabst -- es war Johann der XXII., Ludwigs unversöhnlichster Feind, der auf ihn den Fluch

der Kirche geschleudert, — äusserte großes Erstaunen, als er die Kunde empfieng. „Unglaublich, rief er, ist es; doch wahr, man hat mirs geschrieben." —

Wilibald hatte noch nicht die Grenze seines Vaterlandes erreicht, als er hörte, daß der Friede nur den Herzen der Fürsten, nicht aber dem Volke geworden sey. Er zog also wieder von der Heimath weg — dem Heere Leopolds zu. Mit langem Rüsten verstärkte dieser seine Macht, er war eben im Begriffe, damit Baiern zu überziehen, als ihn tödtliche Krankheit überfiel. — Schon war Friedrich bereit, selbst wider den Bruder für seines Freundes Güter zu kämpfen — die Welt erstaunt über diesen Kampf so seltener Art — da raffte der Tod Leopolden, den Herzog von Oesterreich, Friedrichs Bruder, in der Blühte des jugendlichen Alters hin. — Er war ein strenger Herr, kriegerisch, unversöhnlich. — Mit seinem Hinscheiden erstarb alle Zwietracht in

deutschen Landen; Ludwig konnte ferner ungehindert seine Krone tragen. Und als er aus Brandenburg, nach siegreich vollendeten Thaten, wieder nach München zurück kam, empfing er aus Friedrichs Händen all das Seinige unversehrt zurück. Inniger wurde ihre Liebe, aber immer freudenleer blieb ihr Blick in die Zukunft. Friedrich schied nun von seinem kaiserlichen Freunde, und eilte seinem eigenen Hause zu. — Von Gram verzehrt fand er die Seinigen. —

Leopolds Völker hatten sich sogleich nach seinem Tode zerstreut; auch Wilibald zog nach Hause. Er kam zum Hoflager der Königin. Bald ward es kundbar, daß er es war, welcher die Befreiung des Königs gesucht — und sich darüber selbst in große Leiden gestürzt hatte. Die Königin berief ihn nach Hofe; sie zeichnete ihn aus, sie behielt ihn an ihrem Hoflager.

Als nun Friedrich wieder in den Kreis der Seinigen trat, fand sich auch Wilibald unter den anwesenden Rittern. --- Das erste Feuer des Entzückens war vorüber; man hatte sich gesagt, daß nun keine bittere Trennung mehr den reinen Himmel ihrer Liebe trüben werde. In langen Erzählungen, oft von thränenden Augen unterbrochen, sagten sich die Gatten ihre wechselseitigen Leiden; ach, es war dieß die traurige Unterhaltung — ihr ganzes, folgendes Leben hindurch. Aber auch was sie Gutes empfingen, verschwiegen sie sich nicht, Trost vom Himmel, Hülfe von Freunden, Edelmuth von Feinden. Und Elisabeth gedachte auch Ritter Wilibalds in Ehren. Sie stellte ihn ihrem erhabenen Gemahl vor. Dieser, beym Anblick desselben, rief aus: Wahrhaftig, das ist der Böse, der mich wollte befreyen! — Als Friedrich hörte, daß sich der Ritter nur aus Liebe zu ihm in die Gefahr des Zaubers begeben, ehrt' er ihn sehr, freute

sich aber, daß er sich wieder den Stricken des Argen entwunden. Und um diese Liebe zu belohnen und seine Treue, schenkte er ihm zu Lehen eine feste Burg im Lande der Ens, daß er dort hausen möge in den Segnungen des Friedens. —

Die

19.

Die glückliche Brautfahrt.

Also begabt war Willibald auf der höchsten Stufe seines Glückes. Mit wem sollte er dieses lieber getheilt haben, als mit der edlen Bertha? — Als er seinen Lehen-Eid in die Hände des Königs gelegt, als er die Hand der Königin dankbar geküßt hatte, nahm er von seinem Geschenke Besitz. Er bestellte sein Haus in Freuden; dann aber setzte er einen Burg-Wärtel darüber, und etwelche Knechte. — An einem schönen Frühlingsmorgen zog er aus, auf dem Pferde, das ihm Herr Weiglin zu Trausnitz gegeben hatte; damit ritt er der Gränze Baierns zu.

Die Herzen der Völker waren wieder durch

die Liebe der Fürsten verbunden; überall herrschte Friede und Freude. Wo er ehemals als fahrender Schüler durchzog, kam er jetzt als Ritter, angesehen und geehrt. Mit Freuden-Thränen dankte er dem Himmel für das Glück, das ihn aus vielen Gefahren errettet hatte, besonders froh war er, den Fallstricken des Bösen entkommen zu seyn; oft noch regte sich eine üble Ahnung im Herzen. Diese gänzlich zu verbannen, sprach er beym Mutter Gottes-Bilde in Oettingen zu. Dort bekannte er all' sein bisheriges Thun, seine Sünden und was zur Sünde führt, einem frommen Mönche. Mit weisen Lehren heilte dieser sein Herz, und reinigte seine Seele; er reichte ihm das heilige Nachtmahl, damit nie mehr Gewalt über ihn ergehen könne von der Versuchung der Hölle.

Also gestärkt im Geiste, verfolgte er weiter seine Reise, und sah an einem glücklichen Abend die schwarzen Thürme der Veste Trausnitz.

Freudig lenkte er aufwärts sein Roß — er pochte ans Thor, und ihm ward aufgethan. —

Bertha hatte geharrt in Liebe und Hoffnung; sie bewahrte ihm das treue Herz, und als sie ihm jetzt, von seiner Ankunft überrascht, freudig bestürzt in die Arme fiel, da besiegelte ein Kuß das Bündniß künftiger Seligkeit.

Herr Weiglin, ein Greis von achtzig Jahren, freute sich des Glückes seiner Tochter, und ausgesöhnt mit der ganzen Welt, stattete er Wilibalden ein herrliches Beylager aus. Abt Gottfried zu Mauerbach legte der Glücklichen Hände vor dem Altare in einander.

Acht Tage dauerten die Freuden des Vermählungsfestes; vierzig Tage noch verweilte Wilibald zu Trausnitz; dann zog er fort, mit schöner Aussteuer versehen, nach der Heimath. — Thränen kostete es dem schönen Auge Bertha's, als sie von ihrem greisen Vater schied; mehrere Tage trauerte sie. Aber die Liebe und

Treue des Mannes heilte ihr zerrissenes Herz, und fröhlich zog sie in Wilibalds Burg ein, wo neue Feste begannen.

Nach diesem lebten sie friedlich und glücklich. Zweymal nur trübte der Himmel ihres Lebens sich noch: Herr Weiglin starb: ihm folgten der Kinder redliche Thränen nach; — und des Königs Gesundheit ward untergraben, schon in der Einsamkeit der Trausnitz; nach etlichen Jahren friedlichen Lebens gieng Friedrich der Schöne in die Pforten der ewigen Ruhe ein. Bald folgte ihm die leidende Gattin Elisabeth.

So sahen Bertha und Wilibald ihr Theuerstes aus dem Leben schwinden; ihre Trauer war lange, aber ewig ihre Liebe zu Fürst und Vaterland. Was er für Beyde gewagt, erzählte er als Greis noch gerne seinen Enkeln; so wie sich die Sage vom fahrenden Schüler bis auf unsere Tage im Lande Baiern erhalten hat. —

An das Mädchen der Höhe.

Mir leuchtet ein Sternchen, in dunkler Nacht,
Vom Hüttchen am hangenden Felsen;
Wenn längst kein sterbliches Auge mehr wacht,
Nur duften die blühenden Elsen;
Da wandelt sie an der Felsenwand,
Umhüllt von blendenden Linnen-Gewand.

Ach, wer zum Lieben geboren ist,
Fühlt große, mächtige Liebe;
Die Seele erhebt sich, das Herz zerfließt;
Durch Welten führt ihn die Liebe, —
Und hin, zum Sternchen in dunkler Nacht,
Wenn Elsen nur duften und Niemand wacht.

O Herzens-Gekose am süssen Mund,
Am schwellenden Busen der Holden!
Das Sternlein leuchtet im Auge so rund,
Die Locke wird purpur und golden.
Und göttlich entfaltet sich mir das Weib;
Mein Leben zerfließet am zarten Leib.

Nicht immer nächtliche Freude entblüht
Den flüchtig wechselnden Stunden;
Der Sternlein Geschwader vom Himmel zieht,
Durch der Sonne Strahlen gesunken.
Am hohen Mittag da ist es so leer,
O wenn es doch wieder bald Mitternacht wär!

Ich bau' mir ein Hüttchen am Felsenhang,
Umgrünet von traulichen Buchen.
Ich wandle des Tages den Berg entlang,
Die flüchtige Gemse zu suchen.
Dann ruhe ich wieder am stürzenden Bach,
Und denke dem Sternlein der Liebe nach.

Mir zaubert der gaukelnde Liebes-Sinn,
Umwebt von träumenden Spielen,
Zum Abendhimmel die Sonne hin,
Nun scherzen die Weste im Kühlen.
Es hallet der Abend-Glocke Gesang;
Ich eile beflügelt zum Felsenhang.



